This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

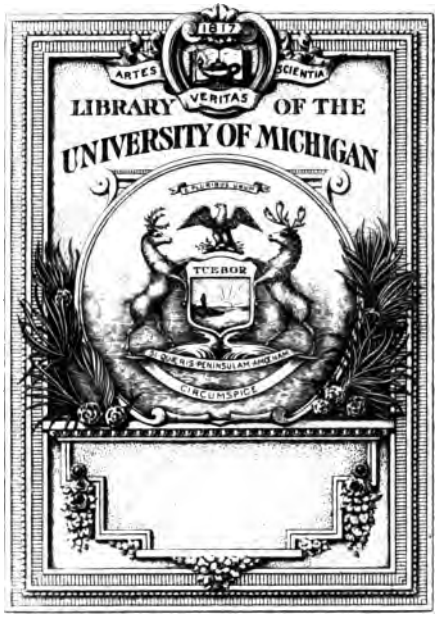
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GT
521
.V82
1888

A 765,668



THE GIFT OF

Mr. David Molitor

Vorwort.

Unter dem vorstehenden Titel fasse ich zwei Arbeiten zusammen, deren erste in der Zeitschrift „Nord und Süd“ im Märzheft d. J. erschienen ist. Herr Wittwer äußerte mir den Wunsch, diesen Journal-Artikel selbständig herauszugeben. Schon vorher hatten mir die bekannten Vorwürfe, die gegen denselben erhoben wurden, es nahe gelegt, den Begriff der Anstandsverletzung oder (sofern dies Wort für gleichbedeutend gelten kann) des Cynismus einmal genauer vorzunehmen, einläßlicher zu untersuchen, als meines Wissens bisher geschehen ist, und zugleich hatte ich beschlossen, jene Kritik der Mode anders als im Geleite dieser Studie nicht wieder erscheinen zu lassen. Herr Wittwer ist gern auf diese Zusammenstellung eingegangen. Es bedurfte eines zusammenfassenden Haupttitels für die beiden Aufsätze und da sich ein besserer nicht finden ließ, wurde der vorstehende gewählt. Gesondert von dieser Ueberschrift des Ganzen hat der Journal-Artikel seinen früheren Titel behalten; die Aufschrift der Studie schien mir eines Zusatzes zu dem Worte: Cynismus zu bedürfen und ich setzte: „Ueber Cynismus und sein bedingtes Recht;“ die Benennung wie diesen Zusatz begründet der Text, auf welchen ich den Leser auch mit seinen etwaigen weiteren Vorfragen verweise.

Oktober 1878.

Der Verfasser.

Mode und Cynismus.

Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen und Sittenbegriffe

von

Friedrich Theod. Vischer.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Konrad Wittwer.
1888.

GT
521

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Wieder einmal über die Mode.

Wer über die Mode ſchreibt, kommt aus dem Widerſpruch entgegengeſetzter Stimmungen nicht heraus. Die eine iſt klar, ſtolz, ja ziemlich erhaben. Von ihr geſchwellt, hatten wir folgenden Anfang niedergeſchrieben.

„Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren“: ſo thöricht waren wir ſchon damals nicht, als wir „Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode“ *) vorbrachten, es war vor neunzehn Jahren; der Titel war Nachahmung zum Spaß und der Ernſt hinter dem Spaß ſollte unter Anderem bedeuten, man traue ſich ſo viel Vernunft zu, einzuſehen, daß man die Leute nicht vernünftig machen kann. In der That, wer über die Mode ſchreibt, wäre ein Narr, wenn er meinte, auch nur das Geringſte zur Heilung ihrer Verrücktheit beitragen zu können. Warum aber doch ſchreiben? Zu welchem Zweck? Nun, das Wörtchen Zweck möchte ich bitten, lieber ganz beiſeite zu

*) Morgenblatt 1859. Wieder abgedruckt Krit. Gänge. Neue Folge Bd. 1. 1861.

lassen. Es muß ja nicht Alles einen Zweck haben. Aber freilich, einen Grund hat Alles und verstehe ich recht, so ist hier der Grund der: wir müssen schreiben für spätere Generationen, vor deren heller gewordenem Auge unsere jetzige Mode als unbegreifliches Zerrbild auf der Fläche der Vergangenheit liegen wird und denen wir als blinde, der Selbsterkenntniß bare Wesen erscheinen müssen; zu ihnen soll Kunde gelangen, daß die Wir doch nicht Alle waren, daß nicht sie erst sehen, sondern daß es jederzeit einige gibt, welche sehen, welche nicht dumpf in der Schafherde dem Leithammel Modeton folgen; kurz, wenn sich die Zukunft bewußter vorkommt, als unsere dann Vergangenheit gewordene Gegenwart, so soll sie doch merken, daß es immer Bewußtsein gegeben hat. Die Klagen, die Predigten, der Spott auf Moden-Unsinn und Hoffahrt sind so alt, als die Bildung. Neben dem Kameel mit dem Affen auf dem Höcker, genannt Mode, ist, so lang es durch die Welt trabt, auch die Satyre hergetrabt, bald als Hanswurst in bunter Jacke, bald als Bußprediger in schwarzem Rock und Mantel; es wäre nur langweilig, die Reihen der Strafredner, Spötter und Lacher durch die Jahrhunderte zu verfolgen; sollten wir denen, die nur von Juvenal und Martial wissen, eine Vorlesung halten über die Kostüm- und Sitten-Satyriker des achtzehnten, siebzehnten, sechszehnten, fünfzehnten, insbesondere des vierzehnten Säculums, um dessen Mitte der Narrentanz des Weibes Mode in ganz Europa zum ersten Mal seit dem Untergang des klassischen Alterthums so recht losging, sollten wir aus dem siebzehnten etwa Moscheroschs Capitel Alamode-Kehraus abdrucken oder daraus wenigstens die vielen, enggedruckten Seiten über Hüte, Bärte und Lätze, sollten

wir dann zurück zu den Griechen wandern und weiter in den Orient bis zu Jeſaias? Fällt uns nicht ein; warum ſollten wir durch Wiſſerei verrathen, daß unſer Wiſſen Stückwerk iſt? Stein und Bein kann man darauf ſchwören, daß ſchon die Aegypter, die Aſſyrer, die Perſer, die Indier in Olims Zeiten ihren Juvenal oder Rabelais gehabt haben, aber wer weiß ihre Namen? — Ein großer Theil dieſer Bewußteren hat gemeint, beſſern zu können, und dieſe Meinung bedingt allerdings einen Abzug von der Ehre ihrer Bewußtheit, der Helle ihres Auges, aber genug, ſie ſahen doch und ſo ſtehen ſie über dem blinden Rudel der Mehrheit; ſie ſtehen, ſage ich, nicht: ſie ſtanden, denn die kleine Minderheit der Sehenden iſt nur Eine Kette, die durch die Weltalter läuft, obwohl wir lang nicht alle ihre Gelenke kennen, dieſe Wachen bieten ſich die Hand über die Kluft der Jahrhunderte; wo ſie nicht ſichtbar ſind, dürfen wir, wie geſagt, ſicher ſein, daß ſie da waren, und ſo iſt dieſes Bewußtſein, das ſich aus der ſchweren, die blinde Menge umfangenden Dämmerung hebt, immer gleiche Gegenwart dem menſchlichen Geſchlecht. Und billig muß man doch auch ſein gegen den Wahn, es ſei den Narren zu helfen, gegen den Eifer, drein zu ſchlagen, damit es beſſer werde. Man darf es auch nicht vergeſſen, daß die Kleidermode — und in dieſer Beſchränkung nimmt unſere Aufſchrift das Wort — von der Sittenmode ſich nicht völlig trennen läßt, und man wird es nicht mit Martial, der freilich nur lacht, gegen Juvenal halten, der beißt. Zudem kommt es auf den Grad der Geduldprobe an. Die nachdenklicheren Menſchen haben für gewöhnlich Anderes und Beſſeres zu thun, als ſich um das Werk des Schneiders, Schuſters und Hutmachers zu bekümmern, die Mode hat

auch ihre zahmeren Zeiten, nur in den Epochen, wo sie toll wird, schauen die Freunde des Maßes auf und erheben die Stimme, dann treibt sie es aber auch gewöhnlich bunt, so bunt, daß es kaum zum Aushalten ist und daher kein Wunder, daß auch der Klare in die Täuschung verfällt, sein Wort müsse doch etwas fruchten. Der Hoffnung kann sich ja Niemand entziehen, der Drang, die bessere Zukunft herbeizuführen, liegt aber so hart neben der Hoffnung, daß man beide kaum unterscheiden kann.

So weit hatte ich geschrieben und ganz gemüthlich weiter schreibend war ich im Begriff zu gestehen, daß ich mich selbst eben gar nicht immergleicher philosophischer Ruhe rühmen dürfe. Ich merkte nicht, daß ich damit nicht in eine bloße Abschwächung meines stolzen Anfangs, sondern in einen vollen Widerspruch hineingelangte. Das muß aber erkannt, das muß gesagt, es will betont sein, daß man diesen Widerspruch nicht vermeiden kann, denn es weist auf eine Schwierigkeit, die tief in der Sache selbst liegt. Unser Gang wird uns darauf führen. Und nach dieser Einschaltung fahre ich mit erleichtertem logischem Gewissen im altem Texte fort.

Schreiber dieses, den der Leser, weil er sich merklich zu den Klaren rechnet, bereits der Selbstgefälligkeit zeihen wird, zupft sich an der eigenen Nase. Sein lachender Seufzer von 1859 geht in ein Aufathmen der Hoffnung über, er vertraut, das Platzen der Krinoline werde der Anfang eines vernünftigen Kleides sein; er kann nicht verbergen, daß er dazu beitragen will, diesen Naturprozeß zu beschleunigen, er predigt. Arme, wohlweise Hoffnung! Wie ist es gekommen! Gekommen just in der Heldenzeit unserer Nation! So geht es! Und trotz dieser Erfahrung

muß auch diesmal gestanden werden, daß wir uns vor Rückfall aus Betrachtung in Bekehrungseifer keineswegs sicher fühlen, daß uns insbesondere noch ganz dunkel ist, wie der Schluß unseres unsicheren Sermons ausfallen wird. Sei es drum!

Wie Rede und Schrift, so folgt auch die Kunst der Gugelfuhr der Mode auf dem Fuß, sie ist lustiger, freier von Bekehrungswahn und hüpft ihren spöttlichen Grotesk-Tanz sich und den Leuten einfach zum Vergnügen. Warum sollte sie auch eifrig sein, zu bessern? Woher sollten Fliegende Blätter, Kladderadatsch, Punsch, Caricature, Charivari, Spirito Foletto genug des Stoffes ziehen, wenn die Narrenkappen, die Gouchröcke nicht immer neu und dicht wüchsen wie Kartoffel in einem guten Jahr? Doch auch diese heitere Person, die Kunst, spielt nicht immer gar so harmlos; sie kann schon recht in's Fleisch schneiden und wer aufmerksam zusieht, wird es schon ihren Linien anmerken, ob unter ihrem Lachen ein Grimm kocht oder nur ein behaglicher Kitzel. Auch sie kann ja nicht vergessen, daß die Dinge zusammenhängen, verlacht sie Kleider, so verlacht sie immer auch Sitten und da wird sie bald fein, bald grob verfahren, wird bald einem lächelnden Erasmus, bald einem eifernden Hutten gleichen, je nach Gegenstand und Stimmung.

Fein oder grob: eine schwere Frage für den besonders, der mit dem Worte zeichnet. Bei der Kleidermode handelt es sich so vorherrschend um die weibliche, daß die Hütchen, Röckchen, Schühlein selbst uns wie mit winkenden Fingerchen zu mahnen scheinen: sei fein! sei kein Lümmel! Eine Seele von Stein müßte man im Busen tragen, wenn man nicht den besten Vorsatz hätte, zu gehorchen, sich

nach Kräften zierlicher Schreibart zu befleißigen. Aber was hilft das Alles! Was nicht möglich ist, ist nicht möglich!

Und dieser Seufzer führt in mediam rem.

Wir hielten die Krinoline für das Symbol des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, seiner aufgeblasenen Lüge, seiner windigen und protzigen Frechheit. Es stürzte und uns fiel es zwar nicht ein, mit etlichen Biederfrauen von einer deutschen Tracht zu träumen, aber, wie bereits gestanden, wir hofften, es werde etwas kommen, eine Form, welche irgendwie ausdrücke, daß die Wahrheit über die Lüge gesiegt habe. Ja freilich, so etwas ist auch gekommen, aber es ist eine andere Wahrheit, als die wir meinten. Die Pariser Welt hatte just vor dem Sturze des Kaiserreichs noch Zeit, in der weiblichen Mode eine andere Seite ihrer Stimmung hervorzukehren, und die Republik war sich nicht zu gut, sie aufzunehmen und zu behalten, aber auch die Frauen und Töchter der deutschen Heldensieger beeilten sich samt ihren Schwestern in Europa, das expressive Sinnbild einer liederlichen Gesellschaft, das falsche Gegentheil des Reifrocks, anzulegen und wie ein Heiligthum treu zu bewahren bis heute.

Das Kleid wird quer über den Leib geschnitten und spannt über — da haben wir's gleich! Wie wäre das zierlich auszudrücken? Sollen wir sagen: über die gewölbte Plastik des Mittelkörpers? oder: über die gewisse Gegend, wohinter sich die Verdauungsstätte befindet? Wäre das nicht viel cynischer, als wenn wir ehrlich schreiben: über den Bauch? So steht's mit dem guten Vorsatz, fein, elegant und graziös vorzugehen! Es wird dienlich sein, wenn wir ohne Verzug nachfragen, wie

es bei einem ſolchen Schnitt den nicht Jungen, nicht Schlanken ergeht. Man ſollte meinen, eine Mode müßte ſo beſchaffen ſein, daß auch dieſe ſich noch darin ſehen laſſen können. Wie iſt das möglich bei einem Schnitte, der den Bauch heraustreibt! Der castigatus venter der Jugend: da geht's noch an, läßt ſich's zur Noth hinnehmen. Aber die Formen der Reife, der Ueberreife, der Fettigkeit — nun, ich frage, wer ſieht es nicht hundertmal des Tages mit Ekel, wenn ſo ein vorgewölbter tuchüberſpannter Bauch vor ihm aufſchwillt! Man hätte erwartet, daß ſie mit Schwert, Spieß, Ofengabel auszögen gegen den Verrätherſchnitt, alle dieſe Verrathenen! Aber Gott behüte! Die Alten pfeifen wie die Jungen ſingen und ganz zufrieden und glücklich trägt die gedunſene Vettel ihre Trommel vor ſich her über Straße, Zimmer und Parket des Salon. Es iſt keine Schande, dick zu ſein; wir ſind keine Spartaner mehr, die einen dick gewordenen Mitbürger verbannten, aber wenn eine Dame dieſen Umſtand ſo accentuirt, wie es durch den jetzigen Kleidſchnitt geſchieht, darf ſie ſich über das derbe Wort nicht beſchweren.

Es iſt aus der Statiſtik der Proſtitution bekannt, daß die verlorene Dirne einen Stolz darin ſucht, von der Natur noch der Mutterſchaft gewürdigt zu werden, ein Wunſch, womit nicht im Widerſpruch ſteht, daß ihr die Beſchwerlichkeit und das Entſtellende in dieſer Ehre nicht willkommen iſt. Sie ergreift daher gern den Mittelweg, zu ſcheinen; ſie legt auf pour deux mois, pour trois mois, nur natürlich nicht weiter. Das Spannen des Kleides über den Bauch erſpart aber etwa das pour deux mois.

Es erhellt mit unerbittlicher Logik, daß dieſe Mode

— und es hilft nichts, wir müſſen deutſch reden — eine Hurenmode iſt.

Weiter! Spannt das Kleid über den Bauch, ſo wird Hüfte, Schenkel und Schwellung gegen hinten in den Umriſſen natürlich ganz anders aufgezeigt, als wenn ein Kleid in fließenden Falten fällt. Wir ſind, verſteht ſich, nicht ſo abſurd, zu verlangen, das Weib ſolle in ihrer Kleidung die ſchönen Linien verbergen, die ſchließlich mit ſeiner Geſchlechtsbeſtimmung zuſammenhängen; nicht ſo abſurd, der Formenfreude zu zürnen, weil ſie ſich vom Reize nicht ganz trennen läßt; aber es ſind Grenzen und hier ſind ſie zu Gunſten des g r o b e n Reizes überſchritten. — Die Spannung bringt beim Sitzen zugleich gewiſſe Buchten mit ſich, Schattenzüge in der Leiſtengegend auf beiden Seiten und nach der Schrittſtelle hin convergirend — genug, genug, es iſt ſo, daß der Anblick ſelbſt einem Manne von nichts weniger als mädchenhaften Geſichtshautcapillargefäßen eine Schamröthe für das Weib austreiben kann, das ſo vor ihm daſitzen mag, daß er ſein ganzes Gehirn vergeblich anſtrengt, ſich einen Begriff zu bilden, wie in aller Welt es möglich ſei, ſich ſo in Kleidern nackt vor das andere Geſchlecht hinzupflanzen. Leicht leſen wir die entrüſtete oder boshafte Gegenrede, die bei einem ſo ſtarken Wort auf mancher Lippe ſchweben wird: „Dem Reinen iſt Alles rein; ein ſittſames Weib ſieht und weiß das nicht, — es iſt dein Blick, der das hineinträgt.“ Wir werden die Antwort darauf nicht ſchuldig bleiben. Wir kennen das, wir wiſſen, wie ſich die liebe Unſchuld im Mitmachen unſauberer „Nouveautés“ verhält, und können uns vorerſt nur nicht unterbrechen laſſen in Verfolgung des ſaubern Textes.

Beſagte Expreſſion iſt auch durch die Behandlung einer anderweitigen Partie des Kleides gegeben. Das weibliche Knie iſt etwas eingezogen; dies iſt durch die Breite der Hüfte bedingt und die Breite der Hüfte durch die Geſchlechtsbeſtimmung; daher gehört dieſe Einziehung zu den Intimitäten des Körpers, die ein gleichmäßig fallendes Gewand ſchamhaft verbirgt. Die jetzige Mode hebt ſie im Gegentheil hervor, denn nachdem ſie dem Kleid ein Stück weit unterhalb der Hüfte wieder ſo viel Luft gegeben hat, als zur Hebung des Oberbeins abſolut unentbehrlich iſt, verengt ſie es um die Kniee. Von da aus geht denn nothwendig ein ausdrucksvoller Faltenzug aufwärts nach hinten zu und vermehrt kräftig die Hebung des Profils der ganzen Gegend, die ſich nach dem Sitzmuskel hin erſtreckt. Und ſo haben wir wohl genug beiſammen, um das Wort zu rechtfertigen: in Kleidern nackt. Empören wir damit eine Unſchuld, ſo wäre ſie vorläufig zu fragen, ob ihr unbekannt iſt, daß weltfeine Damen jetzt ſtatt des dichteren Unterrocks hirſchlederne Hoſen tragen, um alle Formen vom Gürtel bis zum Knie recht rein plaſtiſch heraus und hinein zu modelliren. Es iſt gleichgültig, ob wir das Leibchen noch hinzunehmen, wie man es bei großer Toilette öfters ſieht oder wenigſtens vor Kurzem noch geſehen hat, Panzerleibchen genannt, wenn wir nicht irren, — ein Ding, ſo pure und glattweg anliegend, daß man die Inſaſſin ſchlechthin im Corſet vor ſich zu haben meint.

Alſo in Kleidern nackt. Warum nicht lieber ganz nackt? Nun, die Antwort iſt nicht ſchwer: jenes iſt pikanter, dies wäre unſchuldiger.

Es iſt dageweſen, wir wiſſen es ja. Der Claſſicis-

mus der ersten Revolution, fortgesetzt in's erste Kaiserreich, hat das Kleid ebenso über die Hüfte gespannt, was damals auch mit der hohen Gürtung zusammenhing. Man kann in diesem Vergleich zu Gunsten unseres Tagesgeschmacks anführen, daß wir die Kleider nicht so frech ausschneiden, wie es damals geschah. Wir kommen darauf zurück, für jetzt handelt es sich um den weit keckeren Naturalismus tagheller Zeichnung und Heraushebung der Gegend vom Gürtel ab zu den Knieen. Was soll aber die Berufung? Jener Zeit dient immerhin zu einem Grad von Entschuldigung, daß sie ganz naiv meinte, die genannte Form sei antik. Die Mutter der Gracchen, die Portia, die Octavia ist ja so gegangen, wie nachahmenswerth! Unsere archäologisch bewanderte Zeit weiß das besser, sie greift nach dem pikant Reizenden um seiner selbst willen. Und übrigens ist Berufung auf frühere Unform überhaupt keine Ausrede. Jene ist durch die Zeit überwunden, verurtheilt; das längst Gerichtete wieder aufnehmen ist etwas Anderes, als blind dem Gericht in die Hände laufen, Rückfall schlimmer, als Lasters Anfang. Und wollen Sie, meine ungnädige Schöne, eine Wette eingehen, wenn ich behaupte: kämen heut wieder die Aspasien der ersten Revolution und ihres Vorabends, schnitten das Kleid auf einer Seite von unten bis an's Knie auf, trügen Sandalen und keinen Tricot, man thät's ihnen eben auch nach!? Top!

Offener Busen und Rücken ist allerdings jetzt in den Ballsaal und die Festabendräume verwiesen, hat sich da immer behauptet und wird sich leider wohl immer behaupten. Darum hier ein Wort über die eigentliche Entblößung. Noch einmal verwahren wir uns: nur ein

Mucker kann zeternd eifern, die schönen Formen der weiblichen Gestalt seien geschaffen, um von Niemand gesehen zu werden. Das Weib darf sich freuen, durch den vergönnten Anblick des Naturkunstwerks ihrer Gestalt zu beglücken. Aber wen? Jedermann? Auf einem Ball und auch im Festsaal der ausgewähltesten Gesellschaft ist der Jedermann, den ich hier meine, sie sind da, die jungen und älteren Herren, die nicht mit reinem Bildhauerauge, sondern mit innerem (und im Hintergrunde auch mit äußerem) Bocksgemäcker Ihre enthüllten Reize sehen, meine holde Sylphide! Und wären auch alle Tänzer und Salongäste idealgestimmte Skopas und Praxiteles, mögen Sie denn so vielen Bildhauern Modell stehen? Doch Sie werden so unerfahren nicht sein, nicht zu wissen, wie unsere liebe männliche Jugend jetzt im Café chantant sich bildet. Sie hängen aus wie den Wecken auf dem Laden das, womit Sie doch billig nur den Einen beglücken sollten, der Sie liebt und den Sie lieben; sind Sie so unschuldig, daß Ihr künftiger Bräutigam Sie nicht dauert, wenn er in der Brautnacht denken muß: o, ein gut Stück davon hat mancher Ladenschwengel und vornehme Schwenkfelder auch schon gesehen und hat nachher ohne Zweifel bei einer Nymphe aus jenen Regionen davon erzählt und gespaßt.

Während wir dies schreiben, gelangt aus der großen Welt in unsere Einsiedlerzelle eine Kunde stark fleischlichen Inhalts. Ein junger Mann, noch in tanzlustigen Jahren, doch schon gesetzterer Apoll, der diesen Winter in zwei größeren Städten Deutschlands Bälle der gewähltesten Gesellschaft besucht hat, thut uns zu wissen, daß heuer die Ballkronleuchter auf das denkbar Aeußerste von

Entblößung herunterleuchten, ja daß man — ich frage noch einmal, ob es für das Schamlose ein schamhaftes Wort gibt? — daß man bei den Damen das Haar unter den Achseln gesehen habe; es gelte für Pflicht, so zu erscheinen, weil es vornehm sei, und für sehr bürgerlich, ein Aergerniß daran zu nehmen. Aber kein Glanz und kein Adel macht das Gemeine vornehm, und da eine vermeintliche Vorschrift des feinsten Tones zur Folge hat, daß auch das verblühte und überreife Weib seine Reize (?) bloslegt, so wird das Gemeine zum Ekelhaften, ja zum Schweinischen. Das gehört in den Schmutzwinkel der feilen Schande, nicht in ein Haus der Ehre.

Dies als kurze, nur also ganz bürgerliche Episode; ein Wörtchen jetzt von dem Aufputzsystem. Die Einziehung des Kleides am Knie wird zur schritthemmenden Fessel erst so recht durch die Zugabe der tunique nebst dem Geschlepp verschiedentlicher Besätze mit allerhand Namen: Fransen, Volants, Plissés und weiß der Himmel, was Alles. Ein kürzeres Ueberkleid wäre ja an sich ganz hübsch und möchte die schöne Trägerin mehr oder minder zur „Diana" vergöttlichen, nur vorausgesetzt, daß es fallende Faltenlinien des Hauptkleids nicht zu stark durch eine Querlinie bräche, sondern gefällig mit ihnen fiele. Davon geschieht ja aber nach dem jetzigen Princip das Gegentheil, dieser Hauptrock läuft, die Einengung vermehrend, schmal über dem Knie hinüber und dann seitlich zur Hüfte hinauf, und so hat denn, die genannten Verzierungsanhängsel dazu genommen, das Knie ein hübsches Stück Arbeit, vorwärts zu bringen. Man muß die Kraft bewundern, womit die zarten Gestalten, mit diesem vielen Ornament umhängt, von all dem Gebimbel und Gezottel umschlenkert sich fort-

bewegen. „Sie ſcheint mit geſchloſſenen Füßen zu gehen“ — armes Gretchen! Marſchiren heißt hier in Knieſchellen ſich fortſchieben, heißt ſich durch ein Geſtrüpp hindurch arbeiten, das man nicht im Wege findet, ſondern mitbringt. O Rhythmus, o Muſik eines ſchönen Ganges, wie willſt du aufkommen gegen all den Salat! Während wir ſchreiben, ſcheint die Mode ſich darin etwas bekehren zu wollen; allein noch immer will ſie ſich nicht zum Einfachſten, Beſten entſchließen, zum Princip der einfach fallenden Falten; ſie thut es nicht anders, allerhand Gewurl muß dieſem natürlichſten Geſetze in den Weg gedrückt werden. Will denn das Weib nicht einſehen, daß es das einfach lange Kleid iſt, was ihrer Erſcheinung das Ideale gibt, allein ſchon dadurch, daß es die Höhe des Wuchſes vergrößert!

Drehen wir die Figur, ſo finden wir zu unſerem Troſte, daß der wie vom Wind aufgewirbelte Bauſch jetzt verſchwunden iſt, der noch vor Kurzem einen Theil auszeichnete, den man nicht nennen ſoll und deſſen äſthetiſcher Werth doch dem zarten Geſchlechte ſehr bewußt iſt. Wir ſtimmen dieſem Bewußtſein gerne zu und beharren muthig auf dem längſt hingeſtellten Satze: keinen oder einen ſchlechten Hintern haben iſt immer ein äſthetiſches Unglück. Nur ganz begreiflich, daß daher ein Beſtreben durch die Jahrhunderte geht, dieſen Theil zu heben. Aber wie hat man's nun getrieben! So mit Fingern auf jene Stelle weiſen, das geht denn doch über den Spaß. Die Natur, ja die erlaubt ſich mitunter, dort ein Ornament anzubringen, daß man ſo recht hinſehen muß; ſie ſetzt einigen Vierfüßlern und vielen Vögeln einen Prachtſchwanz an, ſie färbt einigen Affen zwei betreffende nackte Flächen

ſchön zinnoberroth oder himmelblau, ſie dreht dem Pinſcher zwei niedliche gelbe Wirbelchen hin in Quittenform, aber Donnerwetter! muß ihr denn der Menſch, muß ihr gerade das Weib ſolche Witze nachmachen? Einmal habe ich Unglaubliches geſehen, und zwar an einem bildſchönen Weib und in hölliſch noblem Salon (ich mag gar nicht ſagen, wie nobel, man könnte ſonſt meinen, ich wolle dick thun): da ſaß mitten in dieſem Gebauſch ein zierliches Röschen juſt auf — nun, ich frage, ob es ein ſchickliches Wort gibt, um fortzufahren! Ich frage, ob ein Menſch die Ideenaſſociation in ſich unterdrücken kann, die — unter Anderem auch von den Geſetzen der Nachbarſchaft und des Contraſtes geleitet wird, — ei pfui Teufel!

So ſchnell ſcheint übrigens die eintretende Beſinnung von dieſem Vor- oder eigentlich Hinterpoſten nicht laſſen zu wollen. Noch immer hat dortherum der anzügliche, fürwitzige, wunderfitzige Kobold Mode etwas zu neſteln und zu beſteln, kann wie eigenſinnige Kinder die Finger nicht davon laſſen, will nicht begreifen, daß man dort lieber nichts thut, als nicht höchſt taktvoll und behutſam. Meiſt wird jetzt ein herabhängender Luftbeutel, Luftſack angebracht, ſogar ein doppelter, — ſäuberlich, aber nicht ſehr appetitlich, obwohl nur decorativ.

Daß hier keine Kapuzinade geſchrieben wird, ſoll nun durch die Liberalität bekräftigt werden, womit wir die Schleppe behandeln, ſoweit ein vernünftiger Gebrauch von ihr gemacht wird. Sie iſt wirklich antik, iſt feſtlich, ſie hat Styl und das ſichert ihr ein Recht auf Daſein trotz der Beſchwerlichkeit für die Trägerin und ihre Umgebung. Aber ſie gehört nicht auf die Straße, weil ſie hier durch Staubaufwirbeln und Kothmitſchleppen ihre Würde in

Gemeinheit, ihre Pracht zum Aufwischlumpen verkehrt, sie soll sich für gewöhnlich auch nicht in Hausgesellschaft blähen, weil man da nicht vornehm thun soll auf Kosten der Behaglichkeit, sie gehört zur Repräsentation im Festsaal, sie ist feierliche Ausnahmeform.

Um eine Art Schleppe zu tragen, doch zugleich diesen Mißstand zu meiden, griff man vor einiger Zeit zu einer sonderbaren Auskunft, zu einer Form, die wir Schleppe-Rudiment nennen wollen. Es ist ein Convolut von Falten, das nicht ganz bis auf den Boden reicht und beim Gehen eine merkwürdige Rolle spielt: die linke Ferse schleudert diesen Faltenbüschel nach rechts, die rechte nach links: ein Gebaumel von widerlich lächerlichem Effect. So ist zu sagen, denn es gibt auch ein Lachen mit Aerger, mit Widerwillen. An der Erscheinung des Weibes macht ein curioses, spöttliches Anhängsel einen ganz anderen Eindruck, als an der des Mannes. Sieht diesem etwa die Rockschleife hinten über den Kragen heraus oder ein Lappen des Hosengurts zum Rock, ein Unterhosen-Bändel zu den Hosen, oder haben ihm muthwillige Buben einen Papierzopf angeheftet: man lacht eben einfach. Beim Weib aber sind wir auf Wohlgefälligkeit, auf Anmuth gefaßt, unser Gefühl weiß Plattkomisches mit dem Ganzen seiner Gestalt nicht zu reimen, eine Empfindung lästiger, peinlicher Art muß sich erzeugen, wenn diese Verbindung des Widersprechenden eintritt, also lachen mit saurem Gesicht muß man zu diesem Geschlenker, wenn man hinter einer Dame hergeht. Doch neuerdings ist gleichzeitig auch die wirkliche Schleppe wieder mehr aufgekommen, wird nun aber, um den Uebelstand des Straßenfegens zu vermeiden, mit Hülfe eines Hakens und einer Schnur

im Gehen gehalten und getragen. Alſo eine Zierde, von der das Weib in all den Stunden, wo es auf der Straße ſich bewegt, nicht die Zierde, wohl aber die Laſt genießt! Es wird wohl auch noch Mode werden, ein Stück Kleid auf einem Kinderwägelchen hinter ſich herzuführen! Wohl, wenn das heute von Paris diktirt wird, es findet ſicher dienſtwillig gehorſamſte Nachahmung. Vielleicht kommt dann auch auf, daß der Mann, während er in Schuhen geht, ein paar Kanonenſtiefel in der Hand mit ſich herumträgt; wäre auch nett und würde beim biederen Deutſchen, wenn der luſtige Franzos' es vorſchriebe, nicht minder Nachfolge finden.

Es ſei vergönnt, jetzt nach den Füßchen zu ſehen. Das Stöckel hat ſich erhalten, ſeit wir zum letzten Mal kritiſch gefrevelt haben. Verſtändlich: der hohe Abſatz verſtärkt eine Linie, die unzweifelhaft ſchön iſt. Häufiger als beim männlichen findet man beim weiblichen Fuß den ſchwungvoll gehobenen, alſo hohl ſtehenden Riſt (ſüddeutſch: Reien). Dieſe Wölbung weiſt auf elaſtiſchen Gang, auf Anlage zu rhythmiſcher Bewegung, zu ſchwebendem Tanz. Das häßliche Gegentheil iſt Plattfuß. Aber iſt es denn nicht beſſer, wenn die organiſche Wohlbildung ſich geltend macht ohne die lügneriſche, übertreibende Nachhülfe mit all ihren Beſchwerden und Gefährden? Wir müßten durch Wiederholung ermüden, wenn wir diesmal wieder darauf eingehen ſollten; es ſei daher zum längſt Geſagten nur gefügt: längeres Tragen von Stöckelſchuhen macht Affenbeine. Wir ſind bereit, dies mechaniſch, ſtatiſch, anatomiſch, phyſiologiſch des Näheren zu erhärten, falls nicht der correcte Schluß von ſelbſt einleuchtet: der ſtarke Abſatz ſtellt die Ferſe höher, als den Vorderfuß, ſtellt

also das Schienbein schief und nöthigt so das Kniegelenk, mit dem Oberschenkel einen stumpfen Winkel zu bilden, und mit der Zeit wird diese Stellung zur bleibenden werden. So aber hängt das Affenknie vor, da es bei diesem Thier eben nicht zum Menschen, nicht zum ganz aufrechten Stand und Gang gereicht hat.

Springen wir nun kühnen Auges von der Basis zum Gipfel! Es wird auch hier etwas besser, der Haarthurm, im Hauptstück bestehend aus dem Ungezieferneſt, Chignon genannt, scheint schwinden zu wollen. Sich höher zu machen, als man gewachsen, ist in Mann und Weib ein natürlicher Trieb. Was stecken die Wilden alles auf den Kopf! Man kennt auch die Mitren des Orients, Bischofs- und Papstmützen, die spitzhohen Pelzkappen der heutigen Perser und die Grenadiermützen. Lotze im „Mikrokosmos" hat seine Anmerkungen darüber wie über das ganze Gebiet; er zeigt, wie der Mensch in solche Erweiterungen seiner Persönlichkeit sich wirklich, wesenhaft fortgesetzt glaubt, als seien sie ein Stück von ihm. Die weibliche Mode hat in verschiedenen Jahrhunderten durch hohe Frisur, hochragende, gesteifte röhren- und radförmige Hauben von diesem psychischen Naturgesetze Act genommen, man wolle nur in einem Trachtenbuch z. B. den sogenannten Hennin*) nachschlagen. Nun ist das aber denn doch ein gefährliches Spiel. Die Regierungsform der Mode ist bekanntlich die absolute. Ihre Ukasse nach der Individualität modificiren ist keine leichte Sache und setzt

*) Schief nach hinten fast ellenhoch aufragender zuckerhutartiger Kopfputz des 14. und 15. Jahrhunderts. Rest davon noch in der Normandie.

drei Dinge voraus: Erſtens Willen; was das heißen ſoll, kann man ſich ungefähr denken, näheres Eingehen verſchieben wir auf eine andere Stelle. Zweitens Bewußtſein der Individualität, d. h. ein Wiſſen von der eigenen Geſtalt wie ſie eigentlich iſt, und ſolches Wiſſen iſt bei der unendlichen Mehrheit auf das Allergröbſte beſchränkt, die Meiſten kennen ja nur die abſtracten Kategorien: groß, klein, dick, ſchlank und ſo viel als Null von den Proportionen im Einzelnen. Drittens Geſchmack; es verſteht ſich, daß er das Zweite in ſich begreift oder vorausſetzt, aber er enthält mehr, als dieſe Selbſtkenntniß, er entſcheidet, was nun geſchehen ſoll, die Bekleidungsformen mit der Form, welche die Natur dem Individuum gegeben, in Einklang zu bringen. Er iſt ein höchſt ſchwieriger Begriff und wir müſſen darauf zurückkommen; vorerſt mag ein und das andere Bild dieſem mühſamen Geſchäfte vorarbeiten. Man konnte in der ſoeben verſchwindenden Blüthezeit der Kopfaufthürmung einer dünnen Perſon mit langem dürrem Hals und ſehr kleinem Kopfe begegnen, einem Weſen, dem alle Geiſter des Wohlverhältniſſes zurufen mußten: ſetze doch oben etwas in der Breite zu, damit der beſenreisartigen Verticularen und ihrem tüpfeligen Schluß, dem armen Pünktchen Kopf eine Gegenwirkung geſchaffen werde! Fällt ihr nicht ein! Sie treibt die dünne Senkrechte höher und höher, dem Pünktchen Kopf wird ein Haarobelisk aufgeklebt, hoch auf dieſem ſitzt wieder ein Pünktchen, das mikroſkopiſche Hütchen, und ſo geht denn ein langes I, unten am Schaft mit etwas Arabesken, in den Straßen um. Oder dort in der Colonnade läuft mir ein längſt verblühtes Weib in Sicht, auch mit ſehr langem Hals, der aber auf groben

Schultern vorgeſtreckt ragt, einer ſchief ausgezogenen getrockneten Gansgurgel ähnlich, darauf ſitzt ein Kopf mit langem ſpitzem Kinn, zurückgeworfen, das Hinterhaupt groß und lang, dies nun mit dem langen Hals einen ſtumpfen Winkel bildend, und auf dem Hinterkopf weit draußen über Gelock und allerhand Gefetz und Geklunker das ſpöttlich kleine Hütchen mit Federn, Blumen, Maſchen, weiß der Henker was Allem: ganz als trüge man auf langer ſchiefgehaltener Stange ſchief übergelegt irgend welche Narrengabe für ein altſtädtiſches Handwerkerfeſt, etwa eine mit allerhand Kraut, Binſen, Grasbüſcheln verzierte geräucherte Rindszunge oder Popanzfratze durch die Straßen. Was treibt der Menſch Alles, um ſein organiſches Gebilde unter ſeine Menſchenehre, nicht nur in's Thieriſche, ſondern in die Region des Mechaniſchen, Vegetabiliſchen, humoriſtiſcher Artefacte hinabzudrücken!

Die eingetretene Wendung zum Beſſern iſt nicht ſo weit gediehen und wird wohl nicht ſo weit gedeihen, Einfälle zu unterdrücken, wie in der Haarbehandlung die „Simpelfranſen". So nennt man bei uns den Kranz der kurz und meiſtens gerad abgeſchnittenen Locken auf der Stirne. Eine allgemeinere Betrachtung, die ſich allerdings ebenſo gut an irgend eine andere Marotte knüpfen ließe, mag an dieſe Häkchen oder Borſten gehängt werden.

Das Weib — will hier ſagen, das Mädchen — iſt in einer übeln Lage, das muß man billig bedenken. Sie will einen Mann, das iſt doch wahrhaftig in Ordnung, iſt Naturordnung und ſittliche Ordnung. Werben darf ſie nicht. Sie muß ſich finden laſſen. Ob einer, ob der Rechte ſie findet, wer kann es wiſſen? Dieſe Ungewißheit, dieſe Abhängigkeit vom Zufall, der doch über ein

ganzes Lebensſchickſal entſcheiden ſoll, trägt einen Zuſtand der Fraglichkeit, daher nothwendig der Unruhe, der Aufregung in's weibliche Leben, vollends in den Jahren, wo es hohe Zeit iſt. Allein auch im Lenz des Lebens — man muß doch etwas thun, um ſich leichter finden zu laſſen, muß doch dem dummen Zufall etwas nachhelfen. Ganz und gar nicht zu verargen iſt's, wenn der Gedanke ſich dahin erweitert: und wie nett wär's, wenn mich Viele fänden! wenn ich nur ſo wählen dürfte nach Luſt und die Uebrigen ſo ein bischen zwicken und zerren! Merkwürdig nur, daß zu genannter Nachhülfe nie und nimmer die Schönheit als genügend gilt. Und ginge es auf ihre Koſten, der Putz muß es thun! Genug, es iſt nur ganz natürlich, daß alſo eines der findungwünſchenden Weſen etwa denkt: halt, ich mache meinen Kopf höher, da noch eine Maſche, hier ein Band angenadelt, dort einen Lockenhügel erhöht, auf den Hut noch dieſes Bouquet: da rage ich hervor, ſo findet man mich leichter. Das ſieht eine Zweite und denkt: das kann ich auch und beſſer, treibt's um einen Zoll und etliche Beſätze weiter, die Dritte noch mehr und der Teufel iſt los. In der That, die Wuth des Ueberbietens im Mannfang (— das Wort iſt nicht ſo übel gemeint, als es ſcheint, wir wiſſen nur kein anderes, das nicht zu lang wäre für den Sinn: Anſtaltenſyſtem, ſich finden zu laſſen —) ſie iſt vielleicht der ſtärkſte unter den Holzbränden, die den Wahnſinn der Mode, ihres hirnloſen Wechſels, ihrer furiöſen Neigungen, ihres wüthenden Verzerrens zur Siedhitze ſchüren. Goethe ſagt, die Weiber putzen ſich noch mehr für einander, als für die Männer. Aber was in dieſem Satz unterſchieden wird, kommt logiſch auf ein Cauſalver-

hältnis hinaus: die Weiber putzen sich ursprünglich für die Männer, darüber gerathen sie in einen Wettstreit, welche sich besser putzen könne zu diesem Zweck; und so kommt es zu einem entbrannten Kriege der Eifersucht in der Putzkunst zwischen Weib und Weib, einer Fehde, in welcher mindestens ebenso viel Leidenschaft, ja Haß und Wuth auflodert oder stille glüht, als in der directen Jagd des Mannfangs. So nun wird einmal ein liebes Kind gedacht haben: mir fällt was Neues ein, darauf ist noch keine gekommen, ich lasse mir eine Zeile von Locken auf die Stirn hereinfallen. Vielleicht hatte sie antike Büsten, Statuen, pompejanische Gemälde gesehen und wußte, daß die Frauen des Alterthums es gerne so hielten; sie vergaß nur, daß man damals keine Damenhüte trug und daß, was zu freiem Haupte paßt, nicht auch mit diesem Deckel sich vereinigen läßt; oder sie kannte van Dyks Porträt der Gemahlin Karls I., deren weißer Stirne diese spielende Beschattung so lieblich ansteht, und übersah nur auch hier, daß der Kopf unbedeckt ist. Es gibt gewisse naturfreie Formen, die mit Zuthaten, wie sie die moderne Putzmacherin schneidert, schlechterdings nicht stimmen, und dazu gehört das Hereinwallen der Haare über die Stirne. Von den Alten weiß man, daß ihr Schönheitsbegriff ein Vorherrschen der Stirne über die anderen Theile des Angesichts ausschloß, daher liebten sie auch diese Haartracht. Man weiß aber auch, daß das Ganze ihrer Kleidung auf freien Fluß der Formen ging: wie die Falten, so durften auch die Locken fallen; auch nach dieser Seite stimmt doch ein solches Motiv mit dem modernen weiblichen Modesystem nicht zusammen wie mit dem antiken. — Genug, besagte Schöne kam auf den Gedanken der stirnum-

kränzenden Löckchen und sagte sich vor dem Spiegel: es sieht so halb träumerisch, halb wild, eben gar so nett bubig aus, ist lang nicht dagewesen, o, das muß wirken! Dem ist doch kaum zu widerstehen! Sie macht's noch gnädig, beläßt es bei einer Löckchenreihe, worunter die Stirne noch aufkommen kann. Sie zeigt sich, eine Zweite sieht's und denkt: o, so? Das kann unser Eins auch! Bubig? Ich mach's noch bubiger! Und sie läßt sich nicht Locken, sondern straffe Borsten oder einen weichselzöpfischen Haarwald auf die Stirne hängen, die Dritte macht den Überhang noch dichter und länger, der Vierten fällt nicht ein, daß sie eine sehr niedrige Stirne hat und sich mit dieser Verdunklung vollends ganz zum Bild eines Simpels, Fexen, Trottels, Daggels macht, und so steht denn der Kretinismus in Blüthe, der Blödsinn, das Schönste am Menschenantlitz, den Tempel des Gedankens mit Haar zu verfinstern, ist Mode.

Vom Hut noch ein Wörtchen. Es ist jetzt statt des Deckelchens, das auf dem Haar-Chimborasso schwebte, ein etwas ansehnlicherer Hut aufgekommen, neuestens sieht man ab und zu sogar einen sogenannten Rembrand-Hut, was ja ganz hübsch ist, nur daß der flach abstehende Theil der Krempe etwas breiter sein dürfte; was aber in den letzten Jahren herrschte, war ein etwas verkleinerter Tiroler Hut mit verjüngter (wie man ungenau sagt: zugespitzter) Kopfform. Für unseren Menschenschlag eine unglückliche Wahl! Es muß hier ein Satz begründet werden, den wir nachher bei den Männern sehr wieder brauchen. Linien, Profile unorganischer Formen, am organisch Lebendigen angebracht, setzen unter gewissen Combinationen die Phantasie des Betrachters in Bewegung,

ſo daß ſie die Linie unwillkürlich über ihr Ende hinaus noch weiter fortführt. Die Täuſchung iſt eine vollſtändige, wir meinen, die Form ſo zu ſehen. Nun denke man ſich einen breiten Kopf, und ſolcher iſt im deutſchen Volke der weitaus vorherrſchende, auch im weiblichen Geſchlecht, bei welchem überhaupt ſtarke Backenknochen zu Hauſe ſind. Auf dieſem Kopfe ſitzt ein Hut von koniſcher (nach oben verjüngter) Form; zwei ſchräge Linien laufen alſo über den Kopf herunter und brechen in Kurzem ab. Das Auge des Anblickenden ſetzt dieſe Linien parallel dem Geſichte um Einiges fort. Nun iſt aber dieſer Hut nicht ein leerer Körper, ſondern ein Menſchenkopf ſteckt in ſeiner Höhle, daraus folgt, daß es dem Auge vorkommt, die weitergeführten ſchrägen, in der Schräge ſich erweiternden Linien ſeien noch immer vom Geſicht ausgefüllt, die Backen wachſen in dieſe Linien hinein. Alſo macht ein zugeſpitzter Hut, daß das Geſicht viel breiter erſcheint, als es iſt. Es ergibt ſich, daß verjüngte Form der Kopfbedeckung nur in einem Volke angeht, wo ſchmales Geſicht, länglicher Kopf vorherrſcht. Man hat es geſehen, als unſere Soldaten noch das koniſche (etwa auch vorgeſtürzte) Käpi trugen. Was den Franzoſen ganz hübſch ſteht, ſah bei unſern Breitköpfen aus wie ein Fingerhut auf einem Simriſchaff. Dem italieniſchen Bauern, dem Tiroler von rhätiſchem Stamme ſteht der Spitzhut, deutſcher Bauernſchädel erſcheint unter ihm wie ein grobdicker Rübenkopf auf die breite Baſis geſtellt, ſo daß der Schwanz nach oben ſteht. Umgekehrt wirkt ein Hut mit etwas nach oben ausgeladener Kopfform, der Augenſchein führt die gegebene Linie hier in einwärts laufender Richtung über ihre Grenzen nach unten fort und ſo wird vom breiten

Geſicht auf beiden Seiten ein Stück abgeſchnitten: die richtige Tracht alſo für tête quarré. Doch einfach cylindriſcher Hutkopf thut es auch, nur, verſteht ſich, darf er nicht ſehr hoch ſein; Volkstrachten böten ſehr hübſche Motive; ſo tragen die Weiber in der Ramsau ein ſchwarzes Hütchen mit niedriger, unverjüngter Kopfform und etwa wenig über drei Zoll breiter Krempe; eine Goldborte faßt jene ein und fällt mit ein paar Quaſten auf dieſe. Das Gold führt auf einen Punkt, der beſprochen ſein will; davon nachher. Auch ein Baret, ein diademartig über der Stirne ſteigender und umlaufender Aufſatz von Sammt oder dergleichen, wie die ungariſche Parta, ſtünde ja trefflich. Der Mailänder Schleier ſei nicht vergeſſen, der eine ſo wahrhaft noble Reminiſcenz antiker Tracht enthält. Dies Alles liegt aber nicht im Zuge der Zeit und im Charakter der Mode. Beliebt ſind außer dem Hut allerhand unbeſtimmte Formen, haubenartige Deckelchen, welche unter mancherlei Aufputz in's Unerkennbare verſchwimmen.

Zu dieſem Aufputz gehören nun vor Allem gemachte Blumen. Die Uebertreibungshetze hat ſolche auch in Früchte, Beeren, Birnen, Aepfel, Orangen, ja in ganze Vögel hineingeſteigert: wir ſehen Pomona und Diana zugleich als Vogelſtellerin. Caricaturblätter haben ſich natürlich der Sache bemächtigt; ein paar Cotelettes, ein Lock Sauerkraut mit Blutwurſt, kleinem Schinken, pommeriſcher Gänſebruſt müßte auch nicht übel laſſen. Spaß beiſeite! wir müſſen uns zu der ſchweren Ketzerei bekennen, daß wir gemachte Blumen überhaupt verwerfen. Daß Blumen dem Weibe gut ſtehen, wer wollte das bezweifeln! Gleiches zu Gleichem; iſt ja das Weib ſelbſt eine Blume, ich meine das nicht als verbrauchtes Com-

pliment, ſondern in ehrlichem botaniſchem Sinn. Das Uebel iſt nur, daß die natürliche Blume zum Schmuck über eine Viertelſtunde ſich nicht verwenden läßt, und ſo liegt es nahe, daß zu der gemachten gegriffen wird. Aber gemachte Blumen ſehen immer papierig aus, unſolid, verlogen und ihre Herrſchaft im modernen weiblichen Putze iſt allein ſchon Urſache der vollendeten Stylloſigkeit unſerer Mode. Der ächte Prüfſtein hierfür ſind Mädchen aus dem Volke, will ſagen einfache Bürgerkinder, Landmädchen, die in unſeren Städten dienen, ich rede von Unverdorbenen. Ehe die letzten etwa vier oder fünf Jahrzehnte alle Stände nivellirten, ehe man der Kellnerin Fräulein rief und der Soldat die Magd am Brunnen ſo anredete, trug die Bürgertochter mit dem Gefühl der Ehre in der Beſcheidung, das ihren Stand zierte, ihren überlieferten Kopfſchmuck, Rieglhäubchen, Linzer, Ulmer, Frankfurter Hauben und andere. Man ſehe hin, ob ſie nicht im leichten Modehütchen mit Blumen einer verdächtigen Dirne gleich ſieht! denn unwillkürlich tragen wir den Begriff des Unſoliden, der zunächſt nur ſchlicht buchſtäblichen Sinn hat, in ſymboliſch ſittlichem auf die Perſönlichkeit über. „Das macht das grobe Geſicht, machen die groben Formen der ganzen Erſcheinung, der Widerſpruch des Leichten und Derben,“ wird man ſagen. Wohl, ja, aber die feine Erſcheinung wird darum noch nicht ſchön durch dies Geflunker, ſie ſtellt nur keinen Widerſpruch dar, ſie wird eben als Ganzes zu einem ſaftlos eleganten, knitterigen Weſen. Zu den gemachten Blumen trägt ſie außer den Beſätzen am Kleid, Spitzen, gefalteten Säumen an Hals, Arm nun alſo noch am Kopf, an der Kopfbedeckung allerhand indefinibles Geflock, Schleierchen,

Vorhängchen, Schleifen, Maſchen, Florflügelchen, und wer kann aufzählen, was Alles für namenloſen Anflug und Anhauch. Die Loſung iſt: erſcheinen wir ſanft wie Nebel, leicht wie der Mond aus geſtaltloſen Wölkchen flimmernd, ſchwebend, traumhaft, kurz erſcheinen wir als Feen! Dies nun iſt vollendete Verzichtung auf allen Styl, denn Styl iſt klar, gibt dem Auge klare Bahnen und Grenzen, Styl iſt feſt, ganz und beſtimmt. Und dies führt auf die edeln Metalle zurück. Ich habe eine Jacke geſehen, die ein Reiſender aus Island mitgebracht hat: dunkelgrüner Sammt, ein Theil der Näthe mit ſchmalen Goldborten beſetzt, dazu goldene Knöpfchen von Filigranarbeit. Das hat Styl, das iſt nobel und dagegen iſt all jenes Geflitter und Geflatter von unbeſtimmten Formen nichts als ein ärmlicher Kehricht von abgefegten Spinnweben. Nicht auf dem Theater muß man Solches, muß man die wahre Pracht der guten Trachten ſehen, auch nicht auf Maskenbällen, denn da iſt das Meiſte unächt und fühlt das Auge im erſten Blick zugleich die Flüchtigkeit der Arbeit, aber auf Feſtzügen wohlhabender Städte wie im letzten Sommer bei der Münſterjubiläumsfeier in Ulm, wo alle Anzüge ſolid waren und der Gold- und Silberſchmuck nicht falſch, da kann man ſeine Freude erleben. Die Mädchen leuchteten in Schönheit. Wenn das Weib wüßte, *was* es verſchmäht, indem es von der Mode den ſchlechten Rath annimmt, auf ſo gediegene Mittel der Hebung ſeiner Anmuth und Wohlgeſtalt und Geſundheitsblüthe zu verzichten!

Freilich iſt leicht einzuſehen, warum die Mode dies gediegene Schöne ausſchließt. Man kann nicht Gewänder mit dem edlen Schmucke ächten, koſtbaren Metalls tragen,

wenn mindeſtens alle Jahre gewechſelt ſein muß. Die Kinderſucht des Neuen iſt der Untergang jeder beſten Form. Man hat heute das Richtige gefunden, das einfach Wohlkleidende oder ſolid Glänzende, morgen muß es zum Teufel fahren, denn Neues muß her, Gold und Silber aber mag auch der Reichſte nicht nach kurzem Gebrauch zum Plunder werfen.

Stellen wir uns noch einmal die Figur vor Augen, wie ſie aus einigen Hauptſtücken — auf Alles einzugehen, wäre denn doch der Mühe nicht werth — ſich uns zuſammengeſetzt hat; halten wir feſt, daß die Ausartungen, die wir geſchildert, doch in den wichtigſten Theilen noch beſtehen, daß das Beſſere in einigen noch ohne Conſequenz auftaucht, daß wir alſo kein Unrecht thun, wenn wir das Bild in der Conſequenz ſeines Charakters belaſſen; nehmen wir ferner an, es ſtehe eine Tochter vor uns, deren Eltern noch leben: ſo müßten wir doch keine Menſchen ſein, wenn ſich uns nicht die Frage den Hals herauf und über die Lippen drängte: warum duldet denn aber die Mutter das ebenſo abgeſchmackte als freche Gefratz? Warum rupft ſie der jungen Gans nicht den Bauchſpanner und Kniewetzer mit dem Gansfutterſalat, der drum und dran hängt, den Poderbauſch oder Beutel, die Affenſtöckelſchuhe, das wolkenumfetzte Kopfdolomiten-Gebirg, die Trottelſtirnhaarpinſel: warum rupft ſie ihr nicht dies Alles vom Leibe und ſchmeißt's in's Feuer?

Was? Sie? Die alte Gans ſpannt ſich ja ſelbſt den Kleidſtoff über den Leib, daß ſie ausſieht, als wollte ſie ihren alten Genſerich noch mit Quillingen beglücken!

Aber er, der Genſerich, warum thut er es nicht und warum nicht beiden?

Der? Woher ſoll er das Urtheil bringen zu ſolchem Richteract, da er für die eigene Erſcheinung keines hat? Seht hin! Trägt er nicht ein ſchwarzes Bienenſtöckchen auf ſeinem Kartoffelkopf, raſirt er ſich nicht den Schnurrbart und läßt er ſich nicht am vorgeſchobenen Unterkiefer den Vollbart wachſen, daß man meint, man ſehe eine Galerie an einem Thurm herausragen, wo die Zinkeniſten drauf abblaſen können? O, nur hinauf! Muß nett ſein, wenn die Poſaunenzinken ſo über die Unterlippenbaluſtrade auf- und niedergehen! Und trägt er nicht ſeine zwei Taillenknöpfe drei Zoll tief unter dem Kreuz, daß der Mitchriſt, der hinter ihm geht, ſein Sitzcapitel noch zum Oberleib rechnen muß? Ei, ſo laß ſie dir doch lieber noch ein paar Schuh tief in die Erde graben, Eſel!

Wir ſind unverſehens zum Mann herübergekommen und gedenken, unſere Sünden gegen das ſchöne Geſchlecht durch unſere Unparteilichkeit gegen das ſtarke gut zu machen.

Vor etwa drei Jahren ſahen wir einen langen Jüngling auf der Königsſtraße uns entgegenwallen, dem etwas wie eine Glocke oder Waſchſchüſſel um die Knötchen ſchlampte. Wird wohl ein Mexikaner ſein, dachten wir, denn die Spanier drüben in Amerika tragen ja längſt dies non plus ultra der Tulpenhoſe. Bald aber ſah man einen Zweiten, Dritten, Vierten und die abſurde Mißform war Mode. Das ſpecifiſch Schöne am Bein, die feine Reduction ſeines Umfangs am Fußgelenk: gerade an dieſe Stelle eine plötzliche Ausweitung des Beinkleides verlegen — ſollte man es für möglich halten? Wir haben längſt, im Seufzer von 1859, zugegeben, daß phantaſtiſche Abweichungen von der organiſchen Form, die doch ein für allemal der Kleidung ihr Grundgeſetz gibt, immerhin

erträglich ſind, wenn ſtarke Farben, Verſchnürung, Beſetzung mit Metallknöpfchen und dergleichen das Auge nach dem maleriſchen Geſichtspunkt ablenkt; das fällt ja aber ganz hinweg bei der jetzigen Herrſchaft dunkeltrüber Farben. Schon bisher konnten wir die Frage nach dem Geſchmacksgrade des Einzelnen nicht ganz von der Beſprechung des Allgemeinen, der herrſchenden Mode, trennen, oder, um ehrlich zu ſein, wir haben beide doch verſchiedenen Fragen durcheinandergeworfen, wir denken uns darin zu beſſern, vorerſt ſei es drum und mag hier gleich erwähnt werden, wie oft man geſchmackloſe, widerſinnige Narren ſieht, die, von der Natur mit Schneiderbeinen, d. h. einwärts gedrückten Knieen geſegnet, dazu ganz enge Hoſe mit dieſer Terrine am untern Ende tragen, als ritte ſie der Teufel, ihre Mißbildung noch recht über ihre Grenzen zu treiben. Warum, im Namen aller guten Geiſter der Wohlgeſtalt, warum kann das Mannsvolk nicht bei den einfach richtigen mäßig weiten Hoſen verharren, die der Dürre noch etwas erweitern, der Elephantenfüßler noch etwas verengen kann?

Es iſt vorhin etwas von einem Bienenkorb geſagt. Vor bald vier Jahren ſah ich ein Ding an den Schaufenſtern der Hutmacher ſtehen, dem beſagter Name zu geben iſt: glanzloſer Filzhut mit ganz ſchmaler Krempe, die Kopfform oben gewölbt, zugleich von unten auf verjüngt. Daneben neue Geſtalt des Glanzhutes, ſogenannten Schloſſers: hoch, theils reiner Cylinder, theils ebenfalls etwas zugeſpitzt, Krempe auch ſehr ſchmal und ſeitlich nicht aufgebogen, ſondern gleich flach umlaufend. Das iſt alſo auf dem neueſten Hutmachercongreß decretirt, dachte ich, wird aber doch hoffentlich nicht acceptirt. Thörichte

Hoffnung! Kurz darauf läuft mir ein Phänomen in den Weg, bei deſſen Anblick ich denken mußte: hat der Menſch ſeinen Kopf auf, umgekehrt, ſchwarz, ein kleines Komma (das Krempchen) zwiſchen Kopf a und Kopf b. Der Jüngling hatte doch wenigſtens nur mittelbreites Geſicht, bald aber ſtieg ein Mann daher mit dickem, großem, katerhaft breitbackenknochigem, rothem Kopf, auf dem die ſchwarze Eierſchaalenhälfte ſaß wie ein Lampenlöſchhelmchen auf einer Feuersbrunſt oder Kinderhäubchen auf Elephantenſchädel. Warum der Kopf noch ſechsmal dicker ausſah, als er war, das iſt im Obigen wiſſenſchaftlich begründet und ich verweiſe hier auf jene Demonſtration zurück. Ein dritter, ditto Dickkopf, trug den Glanzcylinder in geſchilderter Form. Von dieſem Gebilde, nämlich in ſolcher Façon, haben wir ſchon vor neunzehnthalb Jahren behauptet, daß es kein Geſicht geben kann, das unter ihm nicht albern, inſipid erſcheint; denn es nähert ſich ſtreng geometriſcher Form und die menſchliche Geſtalt als organiſch lebendige, bewegte und beſeelte duldet der Art nichts an ſich, ſie wird unter ſich ſelbſt herabgeſtoßen, wenn es ihr aufgeſtülpt wird. Es war von einer andern Hutgattung die Rede, als wir im Obigen einfach cylindriſche Kopfform für ganz thunlich hielten: vom weichen Hut mit breiter Krempe, deren ſeitliche Aufbiegung der trockenen Regel durch Fluß der Bewegung aufhilft. Gelegentlich geſagt: aus genanntem Grunde meldet ſich jeder als Philiſter dem erſten Blick ſchon an, der ſeinen Hut ganz gerad aufhat, während freilich ſtark ſchiefes Aufſetzen den Träger allerdings ſogleich als Schwenkfelder, als Windbeutel ſignaliſirt. Man ſieht auch in dieſem Punkt Erſtaunliches. Da geht einer mit einem Gurkenkopf,

— ſein Geſicht bildet die innere Curve dieſer Frucht, da Oberſtirn und Kinn hervorragen; drückt ſich der Menſch noch den Hut vornüber und macht ſo ſein Menſchenhaupt erſt noch recht zur Kukumer! Schwer habe ich immer begriffen, wie es ſelbſt bei würdigen Männern vorkommen kann, daß ſie ſich angewöhnen, den Hut tief zurück auf den Hinterkopf zu ſetzen. Junge Franzoſen, auch Italiener thun es gern, um der Stirne Kühlung zu gönnen, doch nur im Wirthshaus, denn ſie ſind ſich wohl bewußt, daß es ein halb blödes, halb liederliches, an verſoffene Muſikanten erinnerndes Ausſehen gibt, daher es in Caricaturbildern oft vorkommt. Merkwürdig, daß ſo Mancher, dem es an Geſchmack und Auffaſſung von Kunſt- und Dichtungsſchönheit nicht fehlt, durchaus keine Vorſtellung hat, wie er ſelbſt ausſieht und wie er ſich kleiden muß, um nicht lächerlich zu erſcheinen. — Aber auf regelrecht mathematiſche Form zurückzukommen: warum nicht lieber auch ein geometriſches Viereck? Etwa Schublade mit gutem Futter, damit ſie ordentlich ſitzt? Wäre ſehr paſſend zum Complimentenmachen, man dürfte ſie nur an der Handhabe faſſen! O, es kommt auch noch!

Der Hutmachercongreß (in Leipzig, Offenbach oder wo die Kerle tagen) hatte alſo geſiegt. Ich heiße ſie Kerle, das iſt noch höflich, denn ich habe einen Satz aufzuſtellen, wovon keine Maus keinen Faden beißt. Unter allen Caricaturenſchöpfern, die für Begleitung unſeres armen irdiſchen Leibes ſorgen, ſind die Hutmacher die ärgſten, ſie ſind Ungeheuer.

Ich ſchreite pflichtgemäß zum Beweiſe. Oberſatz (major): wer dem Individuum nicht erlauben will, Individuum zu ſein, beſtreitet ein weſentliches Grundrecht

des Menſchen, ſtößt hierdurch ſich ſelbſt aus der Menſchheit aus, iſt Unmenſch, Ungeheuer. Unter- oder Mittelſatz (minor): nun wollen aber die Hutmacher dem Individuum nicht erlauben, Individuum zu ſein. Schlußſatz (conclusio): Alſo ſind die Hutmacher Ungeheuer. Erläuterung des minor. Nicht zwei Individuen ſind an Proportionen des Körpers, Kopfform und Verhältniß der Kopfform zu dieſen Proportionen einander gleich, daraus folgt unerbittlich, daß auch nicht zwei Individuen dieſelbe Hutform tragen können. Der Hutmacher weiß nur von Modeſchablonen, will dem Kurzen, Dicken, Kurzhalſigen, Rundköpfigen dieſelbe Form aufſtülpen wie dem Langen, Hagern, Langhalſigen, Schmalköpfigen. Damit iſt noch unendlich wenig geſagt, das ſind erſt nur ſehr abſtracte Unterſcheidungen; es finden ja unendliche Miſchungen ſtatt. Einer iſt z. B. ſehr groß, dabei ſtark, breitſchulterig, hat aber ſehr kurzen Hals und ſehr kleinen Kopf, der Hutmacher iſt fähig, ihm ein winziges Deckelchen von weichem Filz mit ſchmalem Rand auf ſein Kopfkügelchen zu ſchieben und macht ſo den Menſchen zu einer großen, langen dicken, Grundbirne mit einem Wärzchen. Wer nun von Verhältniſſen weiß und ihnen adäquat ſeine Kopfbedeckung beſtimmen will, findet natürlich einen ihm paſſenden Hut niemals vorräthig, er wird alſo dem Hutmacher Form und Maße angeben, aufſchreiben, womöglich auch vorzeichnen. Ein Centimeter, 1/2, 1/4, eine Linie, das Minimum einer Einziehung, Aufbiegung verändert ja radical den ganzen Charakter der Erſcheinung eines Individuums, ſtempelt ſie zu einer vernünftigen oder kameelartigen, vertrakten, dummluſtigen, blöden, affectirten und ſo in infinitum. Bei dieſer Unterweiſung wird ihn der Hutmacher anblinzen,

anſtarren wie einen Verrückten, denn er ſelbſt weiß und ahnt von Verhältniſſen ja Null. Mit Ach und Krach verſpricht er endlich, zu gehorchen. Zuerſt kommt oder ſchickt man nun einigemal an den Tagen, auf die er zugeſagt hat; der Hut iſt nicht fertig. Endlich erſcheint der große Moment und ein Hut, woran auch nicht ein Haar dem beſtellten gleicht. Jetzt bricht dem Beſteller die Geduld, er wird bös und der Hutmacher grob wie Bohnenſtroh, die mühſam bis dahin verborgene innere Unmenſchlichkeit kommt nackt zum Vorſchein. Die Hutmacher ſind darum die Aergſten, weil ſie unter allen Bekleidungskünſtlern am meiſten auf die beſonderen Formen des Einzelnen achten ſollten und gerade ſie am allerwenigſten dieſe Pflicht anerkennen. Gibt man ihnen einen Hut als Muſter, das ſie nur copiren dürfen — nichts, erſt recht nichts wird eingehalten. Der unglückliche Verfaſſer hatte einmal mit unendlichen Mühen einen richtigen Hut aus München erhalten, wollte in Zürich eine Reiſe antreten, der Hut bedurfte Reparatur, er zeigte ihn einem Hutmacher, ſchärfte auf Tod und Leben ein, nichts an der Form zu verändern, bekam ſein Eigenthum in ein Spottdeckelchen verwandelt zurück und auf die mäßige Bemerkung: „Ich ſpiele auf keinem Hunde- und Affentheater“ wurde der Huter und ſein im Laden ſitzendes Weib ſo grob, daß nur noch Thätlichkeiten fehlten. Und auf die Reiſe hatte nun der Arme keinen Hut — baarhäuptiger König Lear in Sturm und Regen, der den Grafen Gloſter um ſeinen Kopfſchmuck beneidet!

Natürlich trägt das Publikum ſelbſt die Schuld dieſer totalen Verwilderung, Entmenſchung der Hutkünſtler. Sie ſind, wie die Kunden ſie wollen. Wie viele Hutkäufer

mögen es denn ſein, in deren Gehirn ſo viel Lichtſchimmer eingeht, daß ſie auch nur ahnen, ein Hut müſſe im Verhältniß zum Ganzen des Körpers ſtehen? Sie ſehen ihn an, wie er als getrenntes Object in der Auslage hängt, und danach urtheilen ſie, ſie probiren etwa vor auch dem Spiegel auf, aber was ſieht, wer kein Auge hat?

Zum Glück hat der glanzloſe, mittelweiche, breitkrempige Filzhut ſein Daſein noch zu friſten vermocht. Er läßt ſich nach der Individualität ſehr vielfach modificiren: eine Tugend, die ihm freilich von der unendlichen Mehrzahl mit Undank belohnt wird. Gleich umlaufende, ſeitlich nicht aufgebogenen Krempe z. B. iſt nur bei einem ſchmalen, geiſtreichen Geſicht und lockigem Haar zum Anſehen, Allen und Jeden, der dicke Schläfen und Backen, glattes Haar hat, macht es zu einem albernen Menſchenbild, dagegen ſeitliches Aufbiegen bringt (wie ſchon erwähnt) Wurf, Zug, Leben, Gegenſatz, Unterſchied, Wechſel. Iſt Einer klein, unterſetzt und trägt zu flacher, gerader, breiter Krempe noch niedrige Kopfform des Hutes, ſo ſieht er aus, als hätte man ihn von oben mit einem Hammerſchlag breit zuſammengeplätſcht, oder, in Froſchperſpective geſehen, als läge das Haupt Johannis des Täufers in einer Flachſchüſſel. Dort aber läuft Einer mit Luchsohren, will ſagen mit ſpitz aufragenden und abſtehenden Ohrmuſcheln, der trägt nun die ſeitliche Krempe ſeines Hutes genau in derſelben Form ſteil aufgeſchlagen, wird alſo zum Luchs mit vier Ohren. Oefters kann man geradezu Grauenhaftes erleben: da begegnet dir ein Kopf mit ſtark aufgeſtülpter Naſe, der hat ſich die Krempe ſeines Breithutes vorn gerade ebenſo in die Höhe geſtülpt! Willſt

du dem harmloſen Begegnenden den Leib mit zwei Hörnern aufſchlitzen, fürchterliches Doppel-Rhinozeros?

Es wäre beim Hut auch von der Farbe zu reden. Wir haben ſchon bei der weiblichen Mode dieſe Seite gemieden, weil kein Ende zu finden wäre. Ein beſonderer Dämon ſcheint in dieſem Punkte die Menſchen zu reizen und zu hetzen, ſo daß zum Exempel ein Rothhaariger rothbraunen Hut, Rock und Hoſen wählt und ſich ſo ganz in Leberwurſt, Blutwurſt oder Rhabarber verwandelt. Kurz, es iſt gar nicht anzufangen. Daß jeden Blonden ein heller Hut zum Kutſcher oder Bäcker macht, iſt ſchon im Klagelied von 1859 aufgeſtellt.

Noch ein Wort vom Barte! Daß die Freiheit, ihn nach Belieben zu tragen, ſchon darum ein Gewinn der neueren Zeit iſt, weil ſie ein Mittel gibt, unglückliche Kieferverhältniſſe zu corrigiren, haben wir ſchon vor Zeiten nicht vergeſſen anzuerkennen, und in einem jähen Vorgriff diesmal wieder berührt. Wer vorſtehenden Unterkiefer hat, kann der Geſichtslinie nachhelfen, indem er den Schnurrbart wachſen läßt, das Kinn raſirt. Wer Rüſſel- oder Mausprofil hat: vorragenden Oberkiefer und Oberlippe, der kann die Mißform mäßigen, indem er umgekehrt ſich wohl hütet, den Schnurrbart ſtehen zu laſſen, dagegen am Kinn Vollbart trägt. Das ſieht zwar an ſich widerwärtig aus, engliſche und amerikaniſche Geldgeſichter tragen es gern, aber es iſt in dieſem Fall das kleinere Uebel. — Im Allgemeinen ſteht ganzer Bart zwar keineswegs im Einklang mit unſerem völlig draperieloſen, rein kapſelartigen Kleiderſyſtem, denn er hat Styl und dies Syſtem iſt ſtyllos. Trotzdem iſt mit ihm doch ein Stück Natur gewonnen.

Am Rock ſind die Schöße geblieben wie vor neunzehn Jahren, ſie gleichen immer noch der Fiſchfloße, wenn ſie nicht in Bewegung iſt, ſondern anliegt. Weiß der Himmel, warum dieſe Unform ſo zäh feſtklebt, nachdem das Motiv der Reaction gegen den männlichen Krinolin-Rock, der von der Taille aus in Falten und „Locken" weibiſch abſtand, doch gegenſtandlos geworden iſt. Die Bruſt des Rockes, vollends wenn die Aermel weit ſind, alſo auch an der Schulter ſchon weit anſetzen, läßt immer den Körpertheil, den ſie bedeckt, breiter erſcheinen als er iſt, und das iſt ja nur ganz recht, denn die Bruſt iſt die Zierde des Mannes; da aber hier der natürliche Umfang vermehrt wird, ſo verlangt ja das Geſetz der Symmetrie, daß nach unten entſprechend zugegeben werde, d. h., daß die Schöße etwas abſtehen, natürlich ſehr mit Maaß, ſonſt ergibt ſich ja eben die bekämpfte Weiberform. Unſere deutſchen Waffenröcke haben ganz den rechten Schnitt, aber vergebens zeichnet man dem Schneider einen ſolchen vor, wenn man eine vernünftige Hülle haben möchte; der weiß ja nichts von natürlicher Form, nur von Mode und Schablone. Die Taillenknöpfe irren wie immer um die von der Natur fix gegebene, beim Soldaten durch die Gurtkuppel der Modewillkür ſtreng entzogene Marke, die Leibestaille, auf und ab; bei den langen Offiziersröcken ſitzt ſie gewöhnlich drüber und ſo bilden denn die gedehnten Schöße ein philiſteriöſes, ödes, oblonges Feld, auf dem ſo lang nichts vorkommt, daß es ſelbſt zu gähnen anfängt, was ihm ſehr erleichtert iſt, da die engen Schöße nothwendig hinten auseinanderklaffen; ein triſtes Gebilde, das mehr einen Canzliſten als Soldaten ankündigt.

Jetzt geht da Einer gar im Schlafrock Morgens zum

Brunnen, dachte ich erstaunt vor einigen Jahren in Karlsbad, als ich einen Polen in einem langen, graugewürfelten Bettkittel herlottern sah. Naive Entrüstung! Es war ein Ueberzieher, der nur zu bald Mode werden sollte und jetzt täglich mehr einreißt. Diese sarmatisch barbarischen grobtuchenen, bis zum Knöchel reichenden Kutten (Ulster oder wie das Zeug heißt) verdrängen mehr und mehr den Paletot, mit seinem doch immerhin freieren, luftigeren Wurf und seiner immerhin feineren Physiognomie. Sie haben einen halben Hüftgurt, unter welchem, da sie häufig zu eng sind, meist der Popo sich drangvoll herausdrückt, und unter dieser Wölbung spannen sie sich wieder knapp einwärts den Knieen zu, als hätte der Träger soeben einen Tritt unter den Sitz bekommen, worauf sie dann in der Tiefe, da sie weibisch lang sind, dumm um die Waden und Knöchel schlenkern: doch gewiß eine der denkbar thörichsten Redefiguren der Gewandungs-Rhetorik oder Bekleidungspoetik! Einen Mann von auch nur einigem Bildbewußtsein brächte man in einem solchen Kittel doch nicht aus seiner Hausthüre und wenn man mit einem Sturmbock auf seinen Rücken losarbeitete, ihn herauszustoßen. Nehmen wir vom früheren noch die Suppenschüssel des Hosenablaufs und oben ein kleines Köpfchen mit kleinem Deckelchen hinzu, so sehen wir ein ganzes Menschengebild in einen Tintenwischer mit einem Kügelchen am Griffe richtig verwandelt. Sehr passend zur Gemeinheit des Ganzen wird dieses schlampische Gebilde mit gemeinen Hornknöpfen besetzt. Es ist merkwürdig, wie viel die Knöpfe ausmachen. Der Soldatenmantel, längst kein eigentlicher Mantel mehr, ist dieser Form ähnlich, aber er hat nicht nur die genügende Weite und Kürze,

um besagte absurde Figur zu vermeiden, die Metallknöpfe allein schon geben ihm einen gänzlich anderen, energischen Charakter; Metall bringt immer etwas Ritterliches mit sich, es hebt; es ist das Metall, wodurch die Uniform das weibliche Herz erobert.

Es ist schon gesagt, daß wir kaum Zeit haben, uns nach der Farbe umzusehen. Wie sich der unterdrückte, gequetschte Farbensinn durch traurige Empörungsversuche hilft, davon war im Nothruf von 1859 die Rede. Hier sei im Vorübergehen angeführt, daß man nicht nur zu den Kutten gern zebraartig gestreifte, auch gegitterte, gewürfelte Stoffe wählt, (Versuche, das öde Grau zu beleben, zu bepflanzen), sondern daß auch zu Rock und Hosen seit einigen Jahren ein Dunkelgrau oder Schwarz mit ungleichen, regellos zerstreuten weißen Punkten und Flecken fabricirt wird; auch dies findet Käufer und der Beglückte sieht dann aus, als wäre er unter einem Hausverputzgerüst durchgegangen und mit Kalk bespritzt worden. Geistvoller Scherz! — Zur Damen-Tracht mag wenigstens die Einzelheit nachgeholt werden, daß neuerdings Besetzung des Kleides mit sehr hübschen Borden aufkommt, deren Zeichnungs- und Farbenmuster Motive aus dem siebzehnten Jahrhundert geschmackvoll entlehnt; da es aber die Mode einmal nicht anders thut, als: über Schenkel und Knie muß herübergespannt werden, so dient auch dieß an sich wohlgewählte Stück nur, als Einsäumung der sogenannten Tunika das Ganze der Erscheinung noch mehr zu zerstücken und zu zerschneiden.

Lassen wir die Reihen der Zerrbilder noch einmal vor uns auftauchen, welche dieser schwache Versuch vor Augen geführt hat, denken wir sie wie einen Maskenzug

uns vorüberzappelnd, ſo weiß man nicht, iſt's zum Lachen oder Entſetzen. In der That, man hat ſehr ungleiche Stunden, wenn man über die Straßen geht und umſchaut oder in der Erinnerung durchläuft, was man geſehen. Wen ein Gott damit geſtraft hat, durchzuzeichnen, unter die im Schein gegebene Form die wahre als Folie zu ſetzen, wehe dem Armen! Bei Tage geht's noch, das nüchterne, verſtändige Tageslicht bringt die Stimmung zum komiſchen Vergleich zwiſchen Natur und Ungeſchmack; wiewohl mir meines Theils, ich geſtehe es, immer ein Zorn dazwiſchen fährt, daß ich mich zuſammennehmen muß, nicht wenigſtens die ſchnödeſten Caricaturen mit der Frage anzuſchnauzen, ob ſie denn die Natur und Menſchenwürde aber auch ganz mit Füßen treten wollen. Doch man ſchluckt's hinab und lacht wieder. Aber Abends, wenn Phantaſie und Nerven aufwachen, Nachts in der Schattenwelt des Traumes, da kommt's anders. Da heben ſie ſich wie Geiſter aus den Grüften der Tageserinnerung und kommen über den ſtöhnenden, alpgedrückten Schläfer wie jene Schemen, die den heiligen Antonius auf den niederländiſchen Bildern umſpuken, wie raſende Trabantengöckel mit wilden Kämmen und flatternden Schwänzen, wie Ungeheuer der Urmeere und des Urſchlamms mit paukenartigen Bäuchen, geflügelte Eidechſen mit Krokodilrachen, Rochen mit Cylindern auf dem Kopf, Polypen ohne Kopf mit ſcheußlichen Fangarmen, ganz decolletirte Walfiſchmütter, Seeſchlangen mit Chignon, Alligatoren mit Frackſchwanz, rieſige Urhaye in Bettkitteln, Dürrteufel ohne und Dickteufel mit hochgeſchwollenem aufgebauſchtem Hintern, — eine wilde Jagd, Wodans wüthende Meute, ein Larvenzug, ein Hexenelement, alle

Fratzen der Wolfsschlucht — und in Schweiß gebadet röchelt das halbtodtgehetzte Opfer.

Aber wahnsinniger Mensch, wirst du nicht endlich zur Vernunft kommen? — höre ich einen bedächtigen Freund sagen, der theilnehmend an mein Lager getreten ist, mir den Puls fühlt, mir die Hand auf die feuchte Stirne legt. Ich weiß, was er unter Vernunft versteht. Ja, es ist hohe Zeit, daß wir das niederschlagende Brausepulver einnehmen, bestehend einfach in der Besinnung auf ein Gesetz. Mag eine Erscheinung noch so wirr und toll aussehen, sie wird uns nicht aufregen, wenn wir erwägen, daß dies Chaos der Willkür doch nicht pure Willkür ist, sondern im Dienste einer Nothwendigkeit steht. Diese ganze Mode-Narrenwelt meint nach Belieben nur ihrer geschmacklosen Eitelkeit zu fröhnen und gehorcht in Wahrheit unbewußt einem unsichtbaren Regenten, der sie nöthigt, den innern Charakter einer Zeit, ihre Stimmung, Gesinnung, Auffassung, Sitte symbolisch im Aeußern, im Kleide darzustellen. Diesen Satz in seiner wohlbekannten Wahrheit haben wir nie geleugnet, schon in der mehrerwähnten Krinolinen-Threnodie pflichtschuldig anerkannt und wiederholen ihn nur, damit man nicht meine, wir haben ihn rein vergessen. Es ist ein Instinct, ein ganz dunkler Trieb, an dem der geheime Regent die Menschen packt und durch den er sie nöthigt, durch ihre Hülle zu enthüllen, wie ihnen zu Muth ist. Dieser Instinct ist es, der nicht nur die Tracht, sondern auch die Mode schafft. Es ist in der Geschichte der Culturformen längst aufgekommen, daß man diese beiden Begriffe wohl unterscheidet. Auf den ersten Blick scheint nur die Tracht vom Instincte, die Mode von freier Willkür dictirt. Die

Tracht ist constant und conservativ, wiewohl natürlich nicht ewig, sonst könnte sie nicht charakteristisch sein, denn der Charakter der Zeiten und Völker wechselt; aber sie eilt nicht mit dem Wechsel, sie verändert nur unwesentlich im Kleinen, bis die Zeit reif ist, im Großen zu verändern. Das bleibt so bei den Völkern, bis auf einmal ein unruhiger, spiegelhafter, wuselicher Geist in die Welt fährt; so etwas war der Fall in Griechenland, als die alte Sitte zerfiel, noch viel mehr im üppigen Rom der Kaiserzeit; eigentlich aber ist es eine Erscheinung der neueren Zeit, denn es setzt voraus, daß die Nationen aus der antiken Absonderung herausgetreten sind und neue Culturformen rasch an ganze Völkergruppen sich mittheilen; was wir Mode nennen, kam, wie gesagt, zum ersten Mal um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die Kreuzzüge die europäischen Völker in lebhafte Wechselberührung gesetzt hatten; Tollheiten aus diesem ersten Carneval des neuen Dionysos, wie Schnabelschuhe, Glöckchen an Ellbogen und Knöcheln, haben wir seiner Zeit schon erwähnt; es wäre zu erzählen von gezackten Hängeärmeln, Theilung des Rocks und der Hosen in verschiedene Farben des Tuchs („zerhouen Tuoch") und manchen anderen Späßen, von den Kleiderordnungen, durch die man der Tollheit und Ueppigkeit zu steuern suchte, und von deren begreiflicher Vergeblichkeit; doch wir schreiben hier keine Geschichte; der oder die Wißbegierige mag etwa nachschlagen: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Jakob Falke," und von demselben: „Zur Cultur und Kunst. Studien" —.

Man kann sagen, daß die Mode, so bunt sie es auch

in den folgenden Jahrhunderten trieb, doch ihr innerſtes Weſen erſt ſeit dem vorigen erreicht hat; denn der Grad von Selbſtbeſpieglung, der ihre Phyſiognomie charakteriſirt, iſt modern, iſt eine Frucht der ſcharfen Zuſpitzung der Reflexion, zu welcher die Gedankenſtrömungen des achtzehnten Jahrhunderts das Bewußtſein gewetzt und geſchliffen haben. Trotzdem iſt die Mode ſo gut inſtinctiv als die Tracht; die hellſte Bewußtheit kann nicht über den Inſtinct hinaus, auch die Mode drückt in dunklem Drange noch etwas Anderes aus, als ſie will, und die ſcheinbar höchſt naturloſe Unruhe ihres immer rapideren Wechſels iſt eben das unfreiwillige Geſtändniß, daß es die Geiſter ſind, deren ſich die Haſt, die Unmuße bemächtigt hat. Die Mode iſt nur die jüngere, ausgelaſſene, queckſilbrige, grenzenlos eitle, Stände und Nationen herriſch über einen Kamm ſcheerende und doch mit allen Hunden der Neuerungsſucht gehetzte Schweſter der Tracht. Dieſer nachgeborene Kobold hat die Aeltere, Geſetztere auf's Land verbannt. Daß es Schweſtern ſind, erkennt man an Erſcheinungen, durch welche die Ehrwürdigkeit der älteren allerdings bedenklichen Abbruch erleidet. Tracht im guten ungebrochnen Sinne des Wortes iſt z. B. die Juppe, ein ſehr kleidſames Stück, dem aber alle Anläufe mißlingen werden, in den Modeſalon einzudringen; ſie wird dem Städter nur auf der Jagd, auf der Gebirgsreiſe, auf dem Schießplatz, zur Noth noch Abends im Wirthshaus verziehen. Verſuche, ſie zu verfeinern, gerathen nur in Widerſpruch mit ihrer groben Ehrlichkeit. In ihrer Form iſt ſie allerdings nicht ſo urthümlich, als es ſcheinen möchte; es war ſtädtiſche Beweglichkeit des Sinns, dem es im vierzehnten Jahrhundert einfiel, den

früher ſtets hembartigen Rock vorn zu ſchlitzen; er hieß nun Schaube, Joppe, Juppe (das Wort iſt nicht einmal deutſch, ſondern romaniſch, wohl urſprünglich arabiſch) und war dann etwas ſehr Modernes; aber das Landvolk der deutſchen Gebirge machte ſich dieſen Rock nicht anders als aus grobem Lodentuch, die Form des taillenloſen Rocks ohne Halskummet (umgelegten Kragen) hat ſich nun im Lauf der Zeit mit dieſem Stoffe vermählt und dies Ganze iſt ſo ein gut Stück Tracht geworden. So iſt auch der tiroliſche und italieniſche Spitzhut eine Modeform des ſechzehnten Jahrhunderts. Dagegen kann es auch geſchehen, daß ein ganz unſinniges Stück aus der vertrakten, überbewußten und doch ſo dummen Modewelt auf unbegreifliche Weiſe am Volk hängen bleibt und hier Jahrhunderte lang ſich erhält, alſo ganz Tracht wird; ſo iſt in einigen Thälern der ſalzburgiſchen Alpen und in der Ebene von Dachau der widerliche Hüftwulſt des Weiberrocks, verbunden mit unendlicher Faltenmaſſe, hängen geblieben, eine echte Modelaune des ſiebzehnten Jahrhunderts, eine geſchwollene Drüſe ſkrophulöſen Städterthums, damals „Speck“ genannt und Ziel der derbſten ſatyriſchen Geſchoſſe, deren eines, von dem groben Schützen Moſcheroſch abgeſchoſſen, wir nur verſchämt in griechiſchen Lettern vorzuzeigen wagten, als wir in unſrer frühern Homilie von der Geſchichte des Reifrocks handeln mußten. Das kann man nun freilich kein ungebrochnes gutes Stück Tracht nennen.

Die Mode alſo ſpielt und ſpielt und wirft manchmal ein zufällig gutes, manchmal ein höchſt verkehrtes Theil ihrer raffinirt launiſchen Erfindungen über die Stadtmauer auf die Aecker, wo ſie vom Landvolk aufgegriffen

und nach und nach zum altersheiligen Erbstück, also ganz zur Tracht wird.

Wir können aus der Mode, nachdem sie einmal die Stelle der Tracht eingenommen, nicht heraus; sie repräsentirt ja, wie wir uns soeben gesagt, durch und durch den scharf geweckten Geist der modernen Bildung, freilich mit allen seinen Unarten, aber sie repräsentirt ihn; das Gebiet der Tracht dagegen liegt im Elemente des gebundenen Geistes; die Tirolertracht ist malerisch, aber wo sie herrscht, herrschen auch die Pfaffen, und wenn wir, romantisch, ästhetisch, Blut weinen möchten über ihren Untergang, sie muß und wird verschwinden, wenn erst mehr Licht in diese Alpen dringt. Der Türke geht bunt, reich, stattlich, aber sein krummer Säbel steht im Dienst einer Religion, die ihn unterweist, es sei ein gutes Werk, einen Giaur todt zu martern. Daß ein solcher Barbar die schönsten Länder Europas beherrscht, ist unerträglich. Daher haben wir den Russen gegen ihn vorgehen lassen. Dies mag bedenklich sein, aber da den armen Opfern kein Anderer hilft, so „muß denn doch die Hexe dran". Wenn je die Schläge diesen Barbaren bessern, so muß er auch Turban und Kaftan mit Rock und Hut vertauschen. — Es ist ein schrecklich wahrer Satz: das Interesse der Cultur und das Interesse des Schönen, wenn man darunter das unmittelbar Schöne im Leben versteht, sie liegen im Krieg mit einander und jeder Fortschritt der Cultur ist ein tödtlicher Tritt auf Blumen, die im Boden des naiv Schönen erblüht sind. Wer Vernunft und aber zugleich Leidenschaft hat, den wird man daher oft auf Culturfortschritte grimmig schelten hören, zum Beispiel auf Eisenbahnen. Ich habe kürzlich das Kinzigthal wieder

beſucht, das ich vor vielen Jahren zu Fuß mit der Reiſetaſche an der Hüfte und mit dem ganzen Glück der Waldidylle in der Seele durchwandert hatte, jetzt durchſchoß ich es auf dem neuen Schienenweg, der Legionen von Städtern aus den naturloſeſten Culturgebieten in dieſe herrlichen Einſamkeiten wirft. Dieſe Fluth wird noch in das letzte Berg- und Waldthal die Aezſtoffe der Cultur ohne ihre Gegengifte tragen. Darüber kann man nun ſchon einmal tüchtig wettern, während man ein andermal mit herzlicher Bewunderung die unendlichen Wirkungen der großen Erfindung anerkennt und rühmt. So auch, was die Tracht betrifft. Es hilft nichts, die Cultur wird noch alle ſchönen Volkskoſtüme erbarmungslos hinwegſtreifen, aber es iſt traurig; es iſt traurig, aber es hilft nichts; beide Sätze ſind gleich wahr und es iſt nur menſchlich, bald zu klagen, bald ſich philoſophiſch zu ergeben.

Die Mode iſt nivellirend, Völker wie Individuen eingleichend. Sie iſt allgemein, ſie ſpricht den Contact der Völker und ſie drückt, unter vielen widerſprechenden Ausweichungen zwar, doch im Weſentlichen aus, was den neueren Culturvölkern gemeinſam iſt. Dies Gemeinſame iſt vor Allem: raſche Beweglichkeit, Kürze aller Bewegungen. Wir wollen die Materie beherrſchen, wir haben ſchlechterdings keine Zeit übrig. Sehr beleuchtend iſt das Beiſpiel der Sprache. Alle modernen Culturſprachen beſtehen aus Schutt von zermahlenen alten, und die Zerreibung kommt ebendaher, daß wir zu vollen organiſchen Flexionen, gedehnten Bildungsſylben, reichen Formen jeder Art keine Zeit mehr haben. Menniſko für Menſch, Amiſala für Amſel, ſalbota für ſalbte wäre uns zu lang. Von der Lautfülle des Latein hat unter den romaniſchen

Sprachen am meiſten das Italieniſche behalten und eben-darum kann man in reinem Italieniſch nicht commandiren, z. B. al piede l'arma (bei Fuß 's Gewehr!) iſt zu ſchlep-pend, es mußte in pè l'arm verſtümmelt werden. Ganz ebenſo haben wir nun auch keine Zeit mehr, Kleidungsſtücke an uns zu führen, die, nicht nach dem Leibe genäht und geſchnitten, in jedem Moment auf's Neue drapirt werden müſſen; das Kleid ſoll von ſelbſt mitgehen. Die Unbe-quemlichkeit vieler weiblicher Moden, wie z. B. die Schleppe, verändert daran nichts, kein Weib wüßte ſich jetzt in einem Himation (Toga) zu helfen.

Ein zweiter Grundſatz iſt: Verſchmähung alles Auf-fallens durch das Kleid; dies gilt für Mann und Weib, aber für jedes von beiden in anderem Sinne. Das männ-liche Kleid ſoll überhaupt nicht für ſich ſchon etwas ſagen, nur der Mann ſelbſt, der darin ſteckt, mag durch ſeine Züge, Haltung, Geſtalt, Worte und Thaten ſeine Per-ſönlichkeit geltend machen. Es war dies, auch nachdem die Mode längſt auf dem Thron ſitzt, nicht immer ſo, aber es mußte dahin kommen, weil es eine Conſequenz ihres ausgleichenden Weſens iſt. Unſeren Großvätern noch galt als ganz natürlich, daß der Eine durch einen rothen Rock mit Goldborten und blaue Strümpfe, der Andere durch einen grünen mit Silberborten und pfirſich-rothgelbe Strümpfe ſich hervorthun mochte. Wir ſind damit rein fertig, gründlich blaſirt gegen alles Pathetiſche, wir haben nur ein müdes Lächeln, wenn Einer durch Anderes, als ſich ſelbſt, in ſeiner Erſcheinung ſich heraus-drängen will, wenn er etwas vor ſich herträgt im Sinn des lateiniſchen prae se ferre. Obwohl dieſe Scheinloſig-keit des Männerkoſtüms wenig über ein halb Jahrhundert

alt ist, kann man doch sagen, sie bezeichne recht den Charakter der Mode, nachdem aus ihr geworden, was ihrer Natur nach im Laufe der Zeit werden mußte. Dem scheint nun die weibliche schnurstracks zu widersprechen, denn sie sucht — nicht immer, aber meist — das Auffallende, sie läßt auch dem Individuum in gewissen Schranken Luft, sich auszuzeichnen. Wie dieser Widerspruch sich löse, wollen wir nachher sehen, vorerst dient er uns im Gegentheil, die blasirte Kahlheit zu erklären, bei der die männliche angelangt ist. Durch dies Luftlassen wurde der schon geschilderten Hetze des wechselseitigen Sichüberbietens in der Frauenwelt Thür und Thor geöffnet; nicht so arg, nicht so toll, aber doch nicht ganz unähnlich wird man sich in der Männerwelt gesteigert haben, bis die nachdenklichere und thätigere Natur des Mannes sich besann, am athemlosen Wettrennen der Weiber sich ein warnendes Beispiel nahm und in stiller Uebereinkunft die allgemeine Entsagung (zwar mit etlichem Vorbehalt) zur Regel machte.

Zunächst ein Wort vom centralistischen Regierungssystem, wie es mit dem nivellirenden Charakter nothwendig zusammenhängt. Die gleichmachende Einheit des Modells setzt auch Einheit des Heerdes voraus. Das romanisirte keltische Volk der Franzosen ist tonangebend gewesen, so lange es eine Mode gibt; Deutsche, Engländer, Slaven, Ungarn, Italiener, Spanier haben immer nur Einzelnes, ein Ganzes nur ausnahmsweise aus ihren Trachten durchgedrückt. Es steht nicht in Widerspruch mit dem völkerabhobelnden Charakter der Mode, daß dem so ist. Einer muß doch am Ende vorangehen, das Allgemeine zu schöpfen und durchzuführen. Keines der beherrschten Völker schämt

ſich ſeiner Unterwerfung. Wir haben die Mode queckſilbrig und wuſelich genannt: juſt dies iſt das keltiſche Temperament (ächt „Gaulois“), das aufgeimpfte Latiniſche aber bringt den Grundzug des Nivellirens; die römiſche Herrſchaft ging wie ein Hobel über die Völker. Kein Volk vereinigt beides wie die Franzoſen, die glückliche Miſchung hat ihnen zudem einen Schick, ein Etwas, ein Talent des Eleganten gegeben wie keinem Volk; wir können ihnen neidlos den Ruhm laſſen, in dieſem Gebiete Weltherrſcher zu ſein, werden überhaupt gerne zugeben, daß ſie ein geiſtreiches Volk ſind, und uns im Uebrigen nur verbitten, daß ſie ſich für das erſte halten und in allen Dingen Weltherrſcher ſein wollen.

Doch es iſt Zeit, wieder zuſammenzubringen, was in der Vergleichung der männlichen und weiblichen Mode ſich zu widerſprechen ſcheint. „Verſchmähung alles Auffallens“ haben wir geſagt. Da könnte es ſcheinen, als meinten wir in ſeltſamer Vergeßlichkeit, es ſchleichen lauter Puritaner und Puritanerinnen auf unſern Straßen. Die Löſung iſt einfach; für das Weib lautet die Formel ſo: du ſollſt nicht auffallen, indem du in gewiſſen, jetzt unerbittlich vorgeſchriebenen Grundformen, Hauptſtücken von allen Andern abweichſt, dieſe Grundformen, Hauptſtücke ſelbſt mögen noch ſo auffallend ſein! Der Rahmen der Mode iſt für Alle derſelbe, darin herrſcht der Hobel, das Abſchlichten und Eingleichen beim Weibe wie beim Mann, aber für den Inhalt des Rahmens fragt ſie hier nach keiner Abſchlichtung und gibt ihm Buntheit, ja Grellheit, ſo viel ihr heuer oder über's Jahr eben gerade beliebt. Das Füllſel der Tabelle iſt ganz und gar auf die Eitelkeit berechnet. Ferner folgt aus dem Verbot des Auf-

fallens für die Einzelne nicht, daß ihr nicht ein großer Spielraum für eigene Einfälle und speciell persönliche Eitelkeit gelassen sei. Der vorgezeichnete Canon ist keine Uniform; wie ließen sich Weiber in Uniform bringen! Treib's wie du magst, in Formen und mehr noch in Farben, nur den Canon, also z. B. den allgemeinen Schnitt des Kleides, darfst du nicht übertreten! Die Männerkleidung ist in ihrer strengen Neigung zum Knappen, bequem Mitlaufenden weit eher der Uniform zu vergleichen, doch auch sie natürlich nur ungefähr; Spielraum ist auch dem Manne gelassen, nur viel weniger, immer nur so weit, daß der Grundcharakter des Rahmeninhalts: Scheinlosigkeit nicht verletzt wird. Schlichtheit im geschilderten Sinn schließt Satisfactionen der Eitelkeit für den Einzelnen nicht aus. Gewisse Stellen, Partien sind auch dem Manne freigegeben, selbst die Farbe, wenn er sich nur nicht entdreistet, nach einer lebhaften zu greifen. — Zu dem Allen kommt nun noch der rasche periodische Wechsel und so haben wir wol so ziemlich das Nöthige beisammen, um uns die Mode zu porträtiren. Eine Dame, eine weibliche Gottheit, die Urheberin solcher Dinge, ist ja wol selbst eitel. Sie ist mehr, sie ist auch üppig bis zum Aeußersten, wenn sie die Laune anwandelt, während sie im nächsten Halbjahr die Grille haben kann, bigott, klösterlich, nonnenhaft sich zu geberden; sie ist Kokette vom Wirbel bis zur Zehe, kein Zug an ihr ist edel naiv, sie sieht sich jede Secunde im Spiegel, sie trägt den Spiegel mit sich, in sich, mitten in der Seele. Aber der steifsten Gouvernante thut sie es darin zuvor, daß sie bei alledem nie die gleichmachende Dictatur vergißt; hat sie also heute den Einfall, frech zu sein, so

ſollen Alle frech ſein, keine ſoll die Freiheit haben, ſich von allen Andern dadurch zu unterſcheiden, daß ſie nicht frech einhergeht. Freie Pirſch für jede Fratzerei und dennoch ſteif durchſchlagendes Lineal. Und dieſes Lineal verbindet ſich ebenſo mit der rinnenden Welle des Wechſels. Wie ein unartiges Kind, das keine Ruhe gibt, das ſtupft, ſcharrt, gambelt, nottelt, bohrzt, trippelt, ſo treibt es die Mode, ſie thut's nicht anders, ſie muß zupfen, rücken, umſchieben, ſtrecken, kürzen, einſtrupfen, neſteln, krabbeln, zauſen, ſtrudeln, blähen, quirlen, ſchwänzeln, wedeln, kräuſeln, aufbauſchen, kurz ſie iſt ganz des Teufels, jeder Zoll ein Affe, aber juſt auch darin wieder ſteif und tyranniſch, phantaſielos gleichmacheriſch wie nur irgend eine gefrorne Oberhofmeiſterin altſpaniſcher Obſervanz; ſie ſchreibt mit eiſiger Ruhe die abſolute Unruhe vor, ſie iſt wilde Hummel und mürriſche Tante, ausgelaſſener Backfiſchrudel und Inſtitutsvorſteherin, Pedantin und Arlekina in Einem Athem.

Und nun ſtehen wir erſt vor der eigentlichen Schwierigkeit, dem logiſchen Balkan, Schipkapaß unſerer hochgelehrten Abhandlung. Wir haben, wie wir vornherein beſorgten, trotz beſſerem Vorſatz viel geſcholten und demnach angenommen, wir haben es mit Subjecten zu thun, die imputabel (wenn auch nicht alle reputabel) und verantwortlich ſind. Nun aber hat uns die Schlingung unſeres Wegs wieder auf die geheime Macht zurückgeführt, welche an unſichtbaren Drähten dieſe Subjecte wie Marionetten tanzen läßt, dieſe Macht iſt abſolute Regierung, unverantwortlicher Regent oder beſſer: Regentin, denn wir haben billig aus dem Herrn eine Dame gemacht. Dieſe Monarchie iſt zugleich Theokratie, ihre Gebote ſind Offenbarung, ſind alſo unumſtößlich.

Mitten in's Myſtiſche verſetzt wollen wir, da wir einmal in dieſem helldunkeln Gehölze ſtecken, in Gottes Namen (hätten wir faſt geſagt) uns noch ein paar Schritte weiter hineinwagen. Die Herrſcherweisheit einer Theokratie ruht auf Inſpiration. Die jeweiligen Moderegulative ſind alſo, — da hilft nichts —, ſie ſind Orakel. Die Putzmacherinnen in Paris, ſammt den verſchiedenen Damen, halber Ganzwelt und ganzer Halbwelt, mit denen ſie zur Tagſatzung ſich verſammeln, ſind Pythien und die Dämpfe aus dem Erdenſchoß, die ſie in hellſehenden Zuſtand verſetzen, ein überſinnliches Gas, ausſtrahlend vom Geiſt der Geſchichte. Von göttlichem Wahnſinn trunkene prieſterliche Organe des geſchichtlichen Myſteriums ſind neben den Schneidern (und Schuſtern) auch die Hutmacher; ihr Congreß in Paris iſt ein Pfingſtfeſt, Ausgießung des Geiſtes; Filialausflüſſe davon ſind die Zweigverſammlungen, die Provinzialſynoden in andern Ländern, Deutſchland z. B., alſo Leipzig oder meinetwegen Krähwinkel. Die taghelle Abſichtlichkeit, womit dieſe Prieſterinnen und Prieſter, Phrophetinnen und Apoſtel dieſen und jenen Plunder aus alten Trachtenbüchern und Modejournalen auswählen, zuſammenſtellen, den neuen Canon beſchließen, iſt purer Schein, iſt vielmehr Geiſterlicht aus dem Urquell eines geheimnißvollen Centrums, das wir oben bezeichnet haben als eine tiefe Symbolik, welche die Generationen zwingt, ihre Zuſtände, Grundgefühle, ſocialen Stimmungen und Vorſtellungen in ihren Culturformen auszudrücken.

Alſo Zwang! Der Charakter der Zeiten muß ~~ſich~~ ſich in ihren Formen ausdrücken. Alſo wäre der Menſch unfrei? unfrei juſt in dem, worin wir ihn doch ſo recht frei

glauben, im Gebiete der beliebigen Wahl ſeiner äußern Erſcheinung? Und wenn hierin, dann wol überhaupt? Es gibt keine Willensfreiheit? Das iſt der Knoten, den wir im Eingang als die letzte Urſache unſeres Schwankens zwiſchen leidenſchaftsloſer Betrachtung und eifrigem Predigtdrang denuncirt haben. Es iſt nicht anders, die Geſchichtsphiloſophie der Mode führt mitten hinein in die Frage: Freiheit oder Nothwendigkeit. Unſer Spaß vom prieſterlichen delphiſchen Autoritätswerthe der Sprüche, die von Putzmacherinnen, Schneidern, Hutmachern und ihren Beiſitzerinnen und Beiſitzern vom Laienſtand in die Welt ergehen, iſt nicht ſo ganz nur Spaß. Dieſes lockere Völkchen täuſcht ſich über ſeine Willkür; es dient einem Geſetze, und wir, die wir uns ſeinen Sprüchen frei zu unterwerfen glauben, wir täuſchen uns um kein Haar weniger. Die Probe gibt ſich von ſelbſt: man darf nur rückwärts blicken. Entſchwundene Moden reihen ſich als Glied in eine ganze Kette vergangener Culturformen. Halten wir dieſe mit den gleichzeitigen Zuſtänden der Geſellſchaft, des ganzen Gemeinlebens zuſammen, ſo erſcheinen ſie dem klargewordenen gegenſtändlichen Blick als ein Ausdruck dieſer Zuſtände, der gar nichts anders ſein konnte, als er war, und die tollſten Auswüchſe, in denen ſich gar kein Sinn mehr entdecken läßt, als ein nicht minder nothwendiger Ausdruck der Kinderei, welche unvertilgbar dem Sterblichen anhängt. Und nun weiter: die jeweiligen Zuſtände ſind das jeweilige Reſultat einer unendlichen Verflechtung von Naturbedingungen, Zufällen, Entwicklungen aus gegebenen Thatſachen und freien, der ſittlichen Zurechnung unterworfenen Handlungen einzelner Menſchen. Allein auch dieſe freien Handlungen treten

für die überſchauende Betrachtung eben doch in ein anderes Licht, als für den Blick, der nur in die Gegenwart hineinſieht; auch ſie betrachten wir nun mit dem Gefühle: es wird eben, was kann, es kommt eben, was kommen muß, und jedes „wenn“ und „hätte“ und „ſollte“ iſt müßig, iſt leer, iſt Wind, iſt Null.

Und ſo hätte Schiller Unrecht mit ſeinem Wort:

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren. —?

ſo wären wir Sclaven jedes Gegebenen, folglich auch der gegebenen Mode? Das kann doch wahrhaftig auch nicht ſein! Da gäbe es keine Tugend und kein Böſes, kein Verdienſt und keine Schuld, kein Lob und keinen Tadel mehr, die Erziehung könnte ſich ihre Mühe ſparen und die Juſtiz ihr Schwert einſtecken.

Verehrungswürdige Leſerin, die Sie mit edler Geduld unſere Grobheiten ertragen haben, üben Sie nun noch die Langmuth, auch eine Ungeſchicklichkeit, eine Schwerfälligkeit in den Kauf zu nehmen! Einen gelehrten Brocken in einer Plauderei über die Mode! Der alte Knabe Kant, der Philoſoph, hat für Schwierigkeiten wie die, in der wir ſtecken, den Namen Antinomie aufgebracht. So nennt er es, wenn zwei Sätze, die einander ausſchließen, mit gleichem Anſpruch auf Wahrheit einander gegenübertreten; da iſt z. B. ein Satz: Die Welt hat einen Anfang in der Zeit und Grenzen im Raume, und dem gegenüber ſteht das Gegentheil: ſie iſt anfangslos und ohne Grenzen im Raum. Eine ſolche Antinomie iſt es denn, verehrte Geduldige, wovor wir ſtehen.

„Nun — und wiſſen ſie eine Löſung?“ Ach nein! und wenn Sie mich auf den Kopf ſtellen, es fällt kein

Körnchen von einem löſenden Gedanken heraus! Frei und auch nicht frei! Beides kann nicht zugleich wahr ſein und iſt doch beides wahr! Die Nothwendigkeit webt ihr Gewebe aus Natururſachen und aus freien Handlungen! Zum Verzweifeln! Unſer Eins iſt kein Gurko, kein Skobeleff, hier iſt kein Sabalkansky.

Wiſſen Sie was? Wir ſchleichen um den Balkan herum. Wir helfen uns mit einer Plattheit, mit ein paar ganz ſeichten, ordinären Sätzen, gegen die ein Zweifel überhaupt nicht aufkommen kann.

Erſter Satz: Die Mehrheit der Leute verhält ſich in unſerer Angelegenheit — auf die wir nun billig wieder zurückkommen — ſo, daß es gar nicht der Mühe werth iſt, zu fragen, zu unterſuchen, ob ſie eine Willensfreiheit beſitzen und nur nicht gebrauchen, ob ſie eine ſolche überhaupt nicht beſitzen oder urſprünglich beſeſſen, aber verlottert haben. Vielleicht ließe ſich finden, daß ihr Wille nicht frei iſt, weil ſie verſäumt haben, ihre Einſicht zu befreien, und da ſind wir ſchon wieder in Verſuchung, ſchwerlöthige Philoſophie herbeizuſchleppen, denn da iſt ein gewiſſer Spinoza, der — doch nein, nicht weiter! Genug, dieſer Umſtand begründet das, das wir ſchon oben den Schafheerdencharakter genannt haben. Drückt alſo die Mode mit all ihren Ausſchweifungen den Sinn der Zeit aus: gut, es iſt jedenfalls dafür geſorgt, daß es nicht unterbleibe, die Organe, richtiger: Maſchinen ſtehen milliardenweis der eiſernen Nothwendigkeit zu Gebot.

Zweiter Satz: Daneben gibt es, ſo wollen wir, erlaubt oder unerlaubt, eben einmal annehmen, eine Minderheit, die ſich mit der Einſicht den Willen gerettet hat, — eine Garde der Willensfreiheit. Sie braucht nicht zu be-

fürchten, daß, wenn ſie Oppoſition macht, jenes Geſetz ſich nicht vollziehe, denn es bedarf ihrer Dienſte nicht, das haben wir ſoeben geſehen.

Sind nun aber dieſe Wenigen wirklich ganz frei? Nein, ganz auch ſie nicht. Lächerlich werden iſt nur bis zu einem gewiſſen Grade erträglich. In einer Tracht umgehen, die ſich von Allem, was alle Welt trägt, abſolut unterſcheidet, iſt unmöglich; man würde zu todt gelacht, man würde von Straßenjungen geſteinigt. Wer könnte in Toga und Sandalen über die Linden, über die Königſtraße gehen? Das führt auf den Typus, eben hier liegt aber auch ein Rettungsweg für die Kinder der Freiheit, die kleine Schaar der Vernünftigen.

Alles an der Mode iſt expreſſiv, aber nicht Alles auf gleiche Weiſe. Schon bisher haben wir uns nicht verhehlt: Einiges daran drückt nur aus, daß die Menſchen jederzeit Alles übertreiben, Anderes aber die Lebensbedingungen, Gewöhnungen, das Gebahren, den Sinn und Sit (altdeutſch Masculinum) einer gewiſſen Periode. Jene Beſtandtheile wechſeln mit Windesſchnelle, bilden eine unbeſtimmbare, meiſt tolle Formenvielheit, dieſe erhalten ſich oft kürzer, oft länger, ſtets eine gute Zeit, meiſt einige, öfters ſogar viele Jahrzehnte. Eine ſolche bleibendere Form nennen die Koſtümhiſtoriker einen Typus. Der Typus iſt alſo mit dem verwandt, was wir im engeren Sinne des Worts Tracht heißen; doch nur verwandt, denn er iſt eine Erſcheinung innerhalb des Gebiets der Mode, während die Tracht vor und außer dasſelbe fällt. Greifen wir raſch nach einem nahen Beiſpiel! Ein Typus war der Reitermantel als Ueberzieher für alle Stände. Er hat ſich von lange her bis gegen Ende der dreißiger

Jahre erhalten; er entſprach einer weitläufigeren Zeit, als die unſrige iſt, denn er beläſtigt durch den langen Kragen die Armbewegung. Man kann aber ſagen: er hatte noch Styl, der lag in ſeinen großen Faltenzügen, und man ſah ihm an, daß er aus früheren Jahrhunderten kam, wo die Menſchheit noch nicht in ſo putzigen Kapſeln wandelte, wie wir, ja man fühlte, daß ſein Urahne die Toga war. Nun iſt es aber eben aus mit ihm, denn wir ſind um ſo viel geſchäftiger, eiliger geworden, daß wir einen Ueberzieher haben müſſen, der keine Bewegung hemmt; ſo iſt der Paletot Typus geworden und wer den veralteten Typus Reitermantel noch trägt, geht als Ruine der Vergangenheit, eine Art alter Römer durch die Straßen. Dagegen der ſarmatiſche Schlafrock, den wir oben gebrandmarkt haben, wird ſich hoffentlich nicht als Typus erweiſen und erhalten, ſondern als bloße Mode verſchwinden. Du kannſt alſo, edler Mitbürger, hierin Herr deines Willens bleiben, du kannſt aus der freieren Hülle deines Paletots ſtolz, würdig und unverlacht über die Schulter hinlächeln auf die wandelnden Tintenwiſcher.

Mit Wehmuth müſſen wir allerdings zugeben, daß zwei ſpottwürdige Gebilde mehr als Mode, daß ſie Typen ſind: der Cylinderhut und der Frack. Jener verdankt ſein Daſein und ſeine Dauer zunächſt dem Verlangen, dem Kopf durch Höhe und blankes Schwarz der Bedeckung eine gewiſſe Würde zu verleihen. Das würde nun freilich ein Baret auch leiſten, dem ſich beliebig verſchiedene Größen und Formen geben ließen in guter Proportion zu verſchiedenen Köpfen und Staturen; von ſolchen Forderungen der Symmetrie iſt ſchon in Obigem die Rede geweſen. Allein da iſt ein Umſtand: wir haben

noch nicht vermocht, die läſtige Sitte des Hutabnehmens als Begrüßungsform abzuſchaffen, nicht gewagt, den vernünftigeren militäriſchen Gruß einzuführen; daher bedarf es geſteiften Filzes und einer Krempe zum Anfaſſen, eben darum iſt die Befeſtigung durch ein Sturmband unmöglich (ein weiches Baret ſäße ohne das), und ſo machen wir uns zum Spielball jedes Winds, dem es beliebt, das dumme, ſteife, in die Stirn ſchneidende Stück Ofenrohr fortzurollen, wohin er mag, am liebſten in den Dreck. Der Frack iſt aufgekommen, weil der Mann ein Feſtkleidungsſtück haben wollte, das die Taille feiner zeigt, als der Rock, und doch den Sitz nicht unbedeckt läßt, wie das Wams thut, dieſes unpatentere Bruchſtück, dem ſich eine Feſtlichkeit nur geben ließe durch Zierrath von Litzen, Buffen, Verſchnürung, was durch die abſolute Proſa der Zeit doch verpönt iſt. Noch einen anderen tiefgründigen Zweck haben die Schöße des Frackgebildes: man wollte die Taſchen nicht opfern, wollte das Schnupftuch unterbringen. Ein beſorgliches Dunkel, nur von ſpärlichen Lichtſtrahlen durchdämmert, liegt über der Frage, wie die alten Völker, wie insbeſondere Griechen und Römer ſich geſchnäuzt haben. Im helleren Tageslicht der neueren Geſchichte ſchimmert reinlich das tröſtliche Schnupftuch, mit Shakeſpeares Othello erreicht es tragiſche Weihe und endlich beſagen mit der ächt modernen Schärfe ſpitzen Fingerzeigs die Frackzipfel: hier gibt es Schnupftuch. Und ſo hat denn auf mehr als Einen Grund geſtützt das Gabelwams, dies zweigeſchwänzte Rockfragment Frack, der Kunſt ein Greuel, ſein Daſein gefriſtet und wird es friſten wer weiß wie lang? Etwas Troſt jedoch bleibt. So viel moraliſche Kraft haben die letzten Jahrzehnte aufgetrieben,

beiden abgeſchmackten Formen doch den Raum ihrer Anmaßung zu verengen, gefordert wird Schloſſer und Frack nur noch bei Staatsviſiten, Bällen, Repräſentationen. Edleres, ſeiner Menſchheit bewußteres Gemüth, denkenderer Geiſt, thue das Deinige, dieſen Verdrängungsprozeß zu verſtärken, zu beſchleinigen, ſtelle dich hinüber zu den Geweihten, „der freiſten Mutter freiſten Söhnen“, die der Dichter apoſtrophirt:

> Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben;
> Bewahret ſie!

Weit bedenklicher droht der jetzige Damenrock — eben der Bauchſpanner und Kniewetzer — unſeren Typusbegriff in der Bedeutung befreiender Aushülfe zu erſchüttern. Er behauptet ſich ſeit Jahren mit einer Hartnäckigkeit, die ihn über die bloße Mode zu heben ſcheint; darf er ſich anmaßen, Typus zu heißen, ſo folgt aus unſeren eigenen Sätzen, daß auch für freiere Willenskräfte kein rettender Ausweg iſt. Aber nein! Was ſo naturwidrig und unbequem zugleich iſt, kann nicht Typus ſein, iſt nur Mode, nur mehr als gewöhnlich eigenſinnige Mode; man muß ihm trotzen können, wenn man nur will, an uns liegt es, zu ſorgen, daß es nicht Typus werde, und — Halt! Wo gelangen wir hin? Wenn wir das für möglich halten, durch Kreuzpredigt einen Sturm zu organiſiren gegen ein ſo zähes Stück Mode, geht das nicht weiter, als nach allen beliebigen Erwägungen erlaubt iſt?

Nein! es geht nicht weiter. Zunächſt können wir auf dem Schmugglerpfad, auf dem wir den Gebirgspaß der ſchrecklichen Antinomie umſchlichen haben, noch ein Stück weiter gehen. Wir haben unterſchieden: die große

Menge, bei der es ſich der Mühe nicht verlohnt, zu unterſuchen, ob ſie Willensfreiheit beſitze, und eine Garde, die zwar auch nicht ganz frei iſt, aber doch ein Theil ihrer Freiheit ehrenvoll behauptet. Nun iſt aber die Grenze zwiſchen beiden nicht durch einen ſcharfen Strich gezogen, ſie iſt eine fließende; als gute Menſchen müſſen wir annehmen, daß es in der Schafheerde noch unbeſtimmt viele Rettbare gibt, Seelen, die wir noch dem Wolf Modeunfug aus dem Rachen reißen, die wir zu uns herüberziehen, zu einem Bund, einer Verſchwörung gegen den Feind einladen können, der da umgeht wie ein brüllender Löwe. Doch ehrlich geſtanden: wir fühlen uns im Zuge, ſpitzfindig zu werden. Was heißt dieſe Auskunft anderes, als daß wir die Menſchen einfach überhaupt für frei nehmen? Was folgt? Wie ſtehen wir? Wir haben bekannt, daß wir die Antinomie nicht zu löſen vermögen. Der Menſch iſt frei und er iſt das Werkzeug geſchichtlicher Nothwendigkeit; beides muß wahr ſein, obwol wir es nicht zu vereinigen wiſſen, und wenn beides wahr iſt, ſo ſteht es uns ganz luſtig offen, uns bald auf den einen, bald auf den andern Standpunkt zu ſtellen. Wir behandeln die Menſchen als frei, rathen, mahnen; vermögen wir nichts, gibt uns die Zukunft Unrecht, ſo haben wir uns nicht ſchlimmer blamirt, als irgend ein redlich mahnender Onkel, als Geſetzgebender, Redner, Erzieher, als Alle, die ein bischen Vernunft in die Leute bringen möchten und öfter durchfallen, als nicht. Die Zukunft wird unſere Verſuche, Appelle freien Willens an freien Willen, eben auch zu den Nothwendigkeiten rechnen und lächelnd ſagen: es wäre geſcheuter geweſen, beim bloßen Regiſtriren ſtehen zu bleiben, aber item, er hat gethan, was er nicht laſſen konnte.

Also klug oder unklug, auf Gefahr hin, Kapuziner gescholten zu werden, auf die dünnblaue Möglichkeit hin, daß es etwas nütze, wir lassen den Rappen laufen, wir predigen.

Man sollte meinen, wo nicht so viel Geschmack ist, da sei doch wenigstens so viel Eigensinn, einer dummen, einer entstellenden, einer frechen neuen Mode zu widerstehen.

Geschmack. Was ist Geschmack? Eine schwere Frage, worüber wir uns oft den Kopf zerbrochen haben. Reden wir von dem Gebiete, wo das Schöne rein und frei von bindenden Nebenbeziehungen zum Leben gelangen soll, von der Kunst, so wird Niemand bezweifeln, daß hier weder die Schöpfung noch die Beurtheilung Sache des bloßen Geschmackes ist. Der bloße Geschmack schafft kein Kunstwerk und er ist nicht der Richter, vor den es sich stellt. Große Künstler haben an argen Geschmackfehlern gelitten, ich nenne M. Angelo, Albrecht Dürer, Shakespeare. Wir wollen nun das reine Kunstgebiet vorerst bei Seite lassen, um nachher darauf zurückzukommen. Gerade die Region, worin wir uns befinden, wird uns vielleicht zu einer annähernd richtigen Vorstellung führen. Es wird uns schwerlich bestritten werden, daß man das Wort Geschmack vorzüglich im Munde zu führen pflegt, wenn von Kleidung und verwandten Dingen, wie Ausrüstung von Wohnräumen, die Rede ist. Aber in zweierlei sehr verschiedener Bedeutung wird das Wort angewendet. Wir sagen: das ist Geschmacksache; Jeder nach seinem Geschmack; über Geschmack ist nicht zu streiten, und wir gestehen damit zu, daß hier ein Gebiet des freigegebenen Beliebens sei. Und das Belieben geben wir den Indi-

viduen darum frei, weil es sich um Dinge handelt, worin die Schönheit nicht der einzige Maßstab ist, weil daneben auch die Bequemlichkeit, der Schutz des Körpers, die Rücksicht auf Zeitbegriffe, und weil endlich noch etwas ganz Unberechenbares auf dieser Bühne eine Rolle spielt. Dies Unberechenbare sitzt in den ganz unbestimmbaren Eigenheiten der Individualität genau wie Neigung zu dieser, Abneigung gegen jene Speise, daher der Name auch vom Urtheil des Zungennervs genommen ist. Eine Blondine müßte nach dem Farbengesetz Blau zum Kleide wählen; sie hat aber eine Vorliebe für Roth, kein Mensch kann wissen, warum? es liegt im unergründlichen Dunkel des Naturells; sie mag dieser Vorliebe folgen; es gibt in diesen Gegenden keine Polizei, keinen Gerichtshof, treib' es Jeder wie er mag. Es ist oben gesagt, der Geschmack schließe ein Bewußtsein der eigenen Gestalt in sich, wie sie sich ausnimmt und was zu ihr paßt. Ein klares Beispiel, wie Manche durchaus keine Vorstellung davon haben, ist nachher beigebracht, es sind würdige Männer vorgeführt, die den Hut wie lustige Halbsimpel tief nach hinten aufzusetzen pflegen. Sie mögen; es ist ihre Sache; sie verkaufen sich ja nicht für Gemälde, nicht für Marmorbüsten.

Und dennoch, es gibt eine Polizei, es gibt eine Justiz; wir brauchen das Wort noch in einem andern, in richtendem Sinne. „Er oder sie hat Geschmack — hat keinen Geschmack" sagen wir schlechtweg und behaupten damit, daß auch in dieser, ein andermal ganz freigegebenen Sphäre ein Gesetz herrscht.

Wie bringen wir beide so verschiedenen Arten des Sprachgebrauchs zusammen? Die Antwort liegt auf der

Hand: Geſchmack haben heißt ein Schönheitsgeſetz fühlen und anerkennen, heißt finden, begreifen, thun, was zuſammenpaßt, auch in der Region, die doch dem Zufall des freien Beliebens überlaſſen iſt, in der Region wo keine Kunſtrichter Sitzungen halten und rhadamanthiſche Sprüche fällen. Du biſt bleich und liebſt Blau. Du magſt durch ein blaues Kleid dein Geſicht gelb machen, es ſteht dir frei, man läßt dir deinen Geſchmack, überwindeſt du deine Vorliebe und wählſt helle Farben, die das wenige Blut in deinem Geſichte aufhöhen, ſo haſt du Geſchmack.

Nun aber müſſen wir auf die Kunſt zurückblicken. Ein Shakeſpeare erfindet einen Macbeth, Hamlet, Lear: das iſt wahrhaftig mehr als Geſchmack, das iſt Schaffen aus dem Centrum und Schaffen eines Centrums für ein Dichterwerk. Aber das Centrum hat ſeine peripheriſchen Partien, ſeine Ausläufer. Eine Statue kann aus dem reinſten, gediegenſten Lebens- und Schönheitsgefühl hervorgewachſen ſein, es handelt ſich dann noch von Haltung einer Hand, Stellung eines Fingers, Legung einiger Falten, Verhältniß eines Gewandendes zu den Füßen, einer Zierrath: da kann den Künſtler ſein Schönheitsgefühl verlaſſen, es will nicht ganz in dieſe Peripherie hinausreichen, und ſo geſchieht es ihm, daß er an dieſen Enden geſchmacklos wird. Nicht anders der Dichter: ein Charakter iſt aus dem Mark und Kern der Poeſie geſchaffen, aber dort ein einzelnes Motiv, hier eine Metapher, Redefigur fällt matt oder geſucht, überheizt, widerwärtig aus, der herrliche Feuerſtrom verläuft ſich an einigen Punkten ſo, daß der Saum nicht des Mittelpunktes würdig iſt, ein Schöpfer des Schönen verliert an den Ausläufern ſeine Sicherheit und wird geſchmacklos. Was wir in der ſelbſtändigen

Kunſt peripheriſch nennen, hat nun etwas Analoges mit dem gemiſchten Gebiete, das uns hier beſchäftigt: ebenſo, wie es in der Mode Jedem freigegeben ſcheint, wie er's halten mag, kann der Künſtler meinen, an jenen Ausläufern dürfe er ſich mehr gehen laſſen, ſeinen Launen, Grillen, ſubjectiven Marotten Luft geben, aber ebenſo wie man dort dennoch kategoriſch ſagt, N. hat Geſchmack, X. hat keinen Geſchmack, ſo urtheilt man auch über den Künſtler, mag er im Kern ſeiner Schöpfung noch ſo groß ſein, freiweg: er hat zum Genie *auch* Geſchmack, oder: er hat Genie, aber am Geſchmack, da fehlt es.

Zurück zur Sache. Alſo: wir ſtellen eben doch auch im Gebiete der freigelaſſenen unendlichen *Geſchmäcke* das Anſinnen: du ſollteſt *Geſchmack* haben! Hat aber Einer eben keinen, iſt ihm darin nicht zu helfen, ſo ſollte er, haben wir geſagt, doch wenigſtens ſo viel Eigenſinn haben, ſich nicht aufzwingen zu laſſen, was mindeſtens im Anfang, wenn es neu aufkommt, ihn vor ſeinen, obwohl dicken Kopf ſtößt, was doch nach ſeinem eigenen, zwar nicht ſelbſtändigen, doch durch Vergleichung mit beſtehendem Beſſerem und durch die Stimme der Vernünftigen unterſtützten Urtheil geſchmackwidrig iſt. Ruft denn auch gar nichts in euch: das will ich nicht, mag ich nicht, das geht mir zu weit!? Wollt ihr denn ſchlechterdings Sclaven ſein? Mit unſerem eigenen Satz von der pythiſchen Miſſion der Putzmacherinnen, Schneider und Hutmacher dürft ihr uns jetzt nicht mehr kommen; das iſt erledigt; der Geiſt der Zeiten muß ſich ſeinen Ausdruck geben, aber ihr ſeid dennoch frei, es ſteht in *eurer* Macht, ob ihr zum dumpfen Haufen gehören wollt, der ſicher dafür ſorgt, daß nach der Narrengeige getanzt werde. Die Muſikanten,

die Componiſten ſind myſtiſche Zauberkräfte und auch nicht; ſie ſind es, ſind abſolute Mächte für die blinde Menge, und ſie ſind unverſchämte Nullen für die Vernünftigen. Was! Einigen Hutmachern fällt es ein, ſtatt des zweckmäßigen breiteren Filzhutes ein Affendeckelchen an's Fenſter zu ſtellen, — Achtung! Aufgepaßt! Tagesbefehl! Stimme von oben! der Herr auf dem Sinai, Jehovah im brennenden Dornbuſch hat es befohlen! Heilig, wie die zehn Gebote! — Wir kennen die Sprache der Modejournale: „ſo trägt man's," „das iſt erlaubt," „das iſt nicht mehr zuläſſig!" — Was? Wer ſind die „man"? Wie Viele geben ein „man"? Wer erlaubt? Wer läßt nicht zu? Woher die Weisheit? Woher die Autorität? Sie thun wahrhaftig, als wären ſie der kategoriſche Imperativ in Perſon, überſinnlicher Korporalſtock aus dem Wolkenzelt, und dieſem groben Orakel duckt ſich die Schöne, die einer vernünftigen Bitte ihres Verlobten Trotz und Spott entgegenſetzt, wie je ein armer Tropf von Rekrut unter der Fuchtel des Exercirlümmels ſich krümmte.

Wir müſſen die Sache zum Schluß noch unter einen beſonderen Geſichtspunkt ſtellen. Es iſt eben doch auch nicht eine Zeit wie die andere. Daß wir in Zeiten der Erniedrigung den Franzoſen jede ihrer Moden in all ihre Auswüchſe hinein nachäfften, war einfach ein Stück der Erniedrigung überhaupt; daß wir auch in der Zeit der Ehre ihnen den Vortritt laſſen, iſt in Ordnung, ſofern es nur mit einem Maße von Vorbehalt geſchieht; ſie haben einmal mehr Schick als wir. Aber jetzt, nachdem wir die frivole Raubgier endlich gezüchtigt haben, jetzt, d. h. nicht heute erſt, nein, gleich nach dem Sieg nichts Beſſeres wiſſen, als von den Beſiegten nicht etwa eine ſchöne Form,

ſondern die ganze ächt keltiſche Geilheit herübernehmen, wie ſie in der Erfindung dieſes Weiberkleides, in dieſer ganzen Art von Aufputz, wie ſie in den rohen Entblößungen auf vornehmen Bällen prickelt und kitzelt — man braucht wahrhaftig kein Teutone zu ſein, um daran einen herzlichen Ekel zu empfinden. Und dieſe Verbitterung unſerer Siegesfreude kann nur wachſen, wenn man auch hier beſtätigt ſieht, was längſt bekannt und unzählige Male geſagt iſt: daß uns ja die Leichtigkeit fehlt, das gewiſſe Schwebende, was der Franzoſe und noch mehr die Franzöſin Allem zu geben weiß. Es iſt etwas Hanswurſtiges im franzöſiſchen Blut, ein Rabelaisgeiſt, der auch dem Frechen ein Theil ſeines Stachels nimmt, ſo daß es mehr noch zum Lachen als zum Zürnen reizt. Bei uns wird das Alles ſchwer, erdig, ſtoffartig, wird bleierner Ernſt und fordert den Ernſt des ungetäuſchten Urtheils heraus.

Und wie traurig ausdrucksvoll hängt das zuſammen mit der ganzen Stimmung, die über der Nation liegt! Mit der maſſenhaften Loſung: Genuß und Gewinn um jeden Preis! Lächerlich, wer von Ehre und Gewiſſen, wer gar von Idealen ſpricht! Man hat wahrhaftig Stunden, wo man ſich ſagt: die politiſche Erhebung hat den ſittlichen Kern der Nation angefault vorgefunden und nimmer wird ſie den Stolz lernen, der andern Völkern ſchon im Blute liegt; man könnte faſt den unverantwortlichen Frevel begehen, zu wünſchen, daß ein neuer großer Krieg mit anfänglichen großen Niederlagen, die uns zwängen, zu ungeheuern Opfern uns aufzuraffen, die allgemeine Ueppigkeit zu Boden ſchlüge und wieder einmal Ernſt in die Gemüther ſenkte. Vielleicht würde er die Fetzen gleich mitabſtreifen. Kunſt und Kunſthandwerk

ſprechen nicht minder offen als der Kleiderfirlefanz die gewiſſe Verbrühtheit aus, welcher die Seelen verfallen ſind. Wir hatten gemeint, der Weg ſei gefunden, die Renaiſſance in der guten Zeit ihrer erſten und mittleren Blüthe ſei und bleibe zum Muſter erkoren. Es fehlt auch nicht an guten Kräften, die treu am Edlen, am Stylgemäßen halten, aber ſie ſind nicht in der Mehrheit. Dieſe weiß nichts Beſſeres zu thun, als den Fortgang zum Barocken und Rococo, dem jene Neubelebung des Klaſſiſchen einſt Schritt für Schritt verfiel, in erhitzter Eile ſchneller zu wiederholen. Die Baukunſt läßt den Stein tanzen, ſchwellen, quirlen, ausſchlagen, ſich zerfaſern und zerzauſen, die Kunſttechnik ſpringt ihr nach und bläht ſich und ſchraubt ſich in Schwulſt. Wer's nicht glauben will, der möge nur etwa nach den Modeformen der Standuhren hinſehen. Schon längſt hatten wir als Motiv der Gehäusverzierung ein Gebauſche und Geplätſch von verwirrten, geſchlenkerteu Kohl- und Schilfblättern mit Rollen und Muſcheln von den Franzoſen entlehnt, dazu etwa noch eine kokette, langkragige Figur, eine Diana, Schäferin u. dgl., lauter Formen gleich einer mit dem Abſatz ausgetretenen Wurſt. Und das ſtrotzt heute noch, ja jetzt erſt recht, auf unſern Möbeln, an unſern Auslagfenſtern. Ruhig-maßvolle Form gilt für langweilig. Die Formenwelt ſoll rufen: Hellauf! Wir ſind flott und liederlich! — Es wäre auch ein Lied zu ſingen von der Dichtung, von der Blüthe der Klatſch- und Pasquill-Romane, der Eiſenbahnliteratur und vom Theater, wo der hohe Styl und der Ernſt vor leeren Bänken ſpielt und der muffige, übelriechende, aber glänzende Spaß vor vollgepfropften. — Doch es iſt Zeit, zum Schluß zu eilen, ſonſt gerathen wir in's troſtlos Unendliche.

Vorher iſt nur noch etwas mit der lieben Unſchuld abzumachen. Wir haben es oben verſprochen, dem Einwurf Rede zu ſtehen, nur wir ſeien es, nur unſer unreiner Blick, dem die jetzige weibliche Mode in ihrem Haupttheil ſo frech erſcheine. Gutes, ſittſames Kind, das in holder Blindheit nicht ſieht, was Jene dort an der Seine meinten, als ſie dir vorſchrieben, deine Glieder zu ſo unverblümter Deutlichkeit herauszuſpannen! Der gekreuzigte Wohlanſtand neigt ſein Haupt nach dir hin, dann in die Höhe und ruft: Vergib ihnen, himmliſcher Vater, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Im Ernſt: Formverderb in der Mode frißt contagiös um ſich genau wie Sprachverderb. Millionen Menſchen in Deutſchland meinen ein R zu ſprechen und ſprechen ein A, oder ein S und ſprechen ein D, wobei wir nicht an organiſchen Fehler denken, ſondern nur an Gewöhnung. Das haben irgendeinmal Großſtädter angefangen aus purer Affectation, es iſt eingeriſſen und jetzt ſaugt es das Kind mit der Luft und Muttermilch ein, nicht ahnend, daß es Affectation iſt, aber es iſt Affectation und bleibt Affectation. Und ſo bleibt Dirnenkleid Dirnenkleid, mag auch das Kind im Mutterleib es tragen.

Nun, und der Schluß? Doch nicht gar noch ein Vorſchlag? Gar noch ſo weit abfallen von dem guten Vorſatz, nur zu regiſtriren, nicht zu dociren?

Ach ja, mit holder Scham müſſen wir geſtehen, wir haben noch einen Vorſchlag in petto, wir wagen es, uns dem Gelächter preiszugeben bis zu dieſem Aeußerſten.

Nur dürfen die Spötter nicht hoffen, daß wir ihnen den Spaß machen werden, eine deutſche Tracht vorzuſchlagen. Wir haben es ja gleich vornherein belächelt,

daß einige wohlmeinende Frauenseelen zur Kriegszeit mit Artikelchen solches altgermanischen Inhalts in Localblättchen hervortraten wie „ein Edelknecht, sanft und keck". Thusnelda-Schnepp, Rock, Weste, Gürtel und Locken des armen Sand schlummern seit 1820 in der Rumpelkammer. Wir können nicht aus der Mode heraus, denn wir stehen mitten im Völkercontact, und die Mode kennt keine Völkertrachten. Wir fressen keine Eicheln mehr und als wir sie noch fraßen, hatten wir keine Tracht, sondern begnügten uns mit Wolf- und Bärenfellen. Aber da die Mode doch die Kleidform der geweckten, helleren, obwol darum noch lange nicht vernünftigen Menschheit ist und da es in dieser doch auch Einige gibt, die sich Freiheit und Vernunft retten, so sollte man meinen, diese könnten durch Zusammenschluß doch so viel erreichen, daß in irgend einem Umfang menschlicher Wohnsitze nur wenigstens den verrücktesten Auswüchsen der Mode Halt geboten würde.

Nun haben wir zugegeben, daß die Ordonnanz der Mode für das Weib lautet: lieber mit Allem frech, als auffällig durch Abweichen von dem, was Alle tragen! Tragen sich Alle frech, so ist die Frechheit, nicht zu tragen, was Alle tragen, doch die größere! Wirklich, mit Fingern auf sich zeigen lassen, fordert fast übermenschlichen Muth. Die Einzelne vermag nichts. Wie wär' es denn nun aber, wenn Viele zusammenstünden? Ich meine so: etwa zweihundert, dreihundert Frauen in einer großen Stadt thun sich zusammen, berathen mit Künstlern von Geschmack eine vernünftige Form, — versteht sich, nichts Gesuchtes, nichts Theatralisches, auch nichts puritanisch Einfaches, nur einmal jedenfalls Rückkehr zum Kleid mit einfach fallenden Falten, im Uebrigen wird Spielraum gelassen,

werden blos einige Linien gezogen für mancherlei passende, nur Unsinn vermeidende, doch den Einzelnen noch persönliche Wahl anheimgebende Zier in Kopfputz, Schmuck, Ueberwurf und anderen Dingen. Sämmtliche Mitglieder dieser Liga verpflichten sich eidlich, an Einem Tag, womöglich zu derselben Tageszeit, in den neuen Kleidern öffentlich sich sehen zu lassen.

Die Verschworenen begeben sich in Begleitung von Männern, Brüdern, Verlobten, Onkeln — kurz, was sie für Beschützer haben mögen, — in die Werkstatt von Schneiderinnen, Näherinnen, Putzmacherinnen. Besagte Männer versehen sich zu diesem Gang mit guten Revolvern („bewaffnet sie mit Piken" sagt Buttler); sie legen diesen Künstlerinnen die Musterzeichnungen vor und erzwingen sich unter Androhung augenblicklichen Todes das Gelübde strikten Gehorsams in der Ausführung. Daß es anders nicht geht, leuchtet ein.

Gut. Wenn nun die Gehäuse fertig sind, so führen die Eidgenossinnen aus, was sie sich geschworen. Freilich können nicht dreihundert zusammengehen, doch nicht anders als in Trüppchen sollen sie ausschwärmen und übrigens, wie gesagt, gleichzeitig. Auf den Straßen wird es geben ein Hälserecken, ein Einanderanstoßen mit Ellenbogen, ein Mundwinkelzucken, ein Flüstern unter den feineren Damen, ein Stehenbleiben, laut Lachen, Fingerzeigen unter gröberem Volk; aber all dies trifft erstens nie Eine allein, zweitens muß es nach ganz kurzer Zeit in sich selbst ersticken, denn der Spottchor wird schlechtweg erdrückt von der Menge. Und, — was wetten Sie, meine edlen Heldinnen? — ein paar Tage darauf hängen die reinen Normen, als deren lebendige Organe Sie sich hervor-

gewagt haben, an allen Putzladenfenſtern, und in vierzehn Tagen iſt die Affentracht der Mode mit Schmach aus dem Felde geſchlagen, iſt genau ſo lächerlich, ſo unglaublich, wie dem Gänſevolk beim ~~dem~~ erſten Blick Ihr anſtändiges neues Kleid erſchien, und die Frechheit kann ſich nicht mehr unter den Satz verſtecken, es ſei frecher, ſich anders zu tragen, als Alle.

Ich bin fertig.

„Cardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!“

Sie ſchütteln den Kopf und lachen? Nun ja, dann fällt der zweite Satz weg, nicht der erſte. Dixi et animam salvavi.

Ueber Cynismus und ſein bedingtes Recht.

Der vorſtehende Aufſatz „Wieder einmal etwas über die Mode“ hat die Redaction der Zeitſchrift, die ihn aufnahm, in Verlegenheit geſetzt. Als ich ihn einſandte, ſah ich dies voraus, denn ein periodiſches Organ hat Rückſichten zu nehmen, wie ſie der Einzelne nicht zu nehmen hat, der als ſolcher einfach auf ſeine Verantwortung zum Publikum ſpricht. Ein gediegenes Journal ſucht oder hat ſeine Leſerzahl in der guten Geſellſchaft. Dieſe kann und darf in ihrer Mehrheit nicht aus Solchen beſtehen, die ihren Codex vom Anſtand nicht unbeſehen heilig halten. Immer nur Wenige können unter ihren Mitgliedern ſein, deren ſie ſicher iſt und die doch einmal genauer nachdenkend ſich die Frage ſtellen, ob denn die Umzäunungen, in welche jenes Etwas, das wir Anſtand nennen, das Leben einhegt, gar keine Breſche zulaſſen, ob es nicht noch andere Gebiete gibt, von denen unvermeidlich Bewegungen ausgehen, die ein Loch in den Hag brechen. Wird nun von einem ſolchen Organ ein Beitrag zugelaſſen, der aus dem Be-

wußtſein hervorgegangen iſt, daß ſolche Gebiete beſtehen und daß gewiſſe Grenzfragen zu ihren Gunſten gelöſt werden müſſen, weil ſie ein höheres Recht haben, als der Anſtand, ſo iſt vorauszuſehen, daß jene Mehrheit ſcheu werde, daß ſie nicht nur über den einzelnen Fall erſchrecke, ſondern auch für die fernere Haltung der Zeitſchrift Beſorgniß ſchöpfe. Durfte Einer es wagen, über den heiligen Zaun zu ſetzen oder ihn zu durchbrechen, wer weiß, wie Viele ihm nachſpringen werden? Thür und Thor iſt, ſcheint es, dem Unſchicklichen geöffnet und wie weit es noch gehen werde, nicht abzuſehen; das Naturburſchenthum, wenn nicht Schlimmeres, hat, ſo meint man, Einlaß in den Salon gefunden und die gute Geſellſchaft zieht vor, das Feld zu räumen. Was immer eine Redaction bereits gethan haben mag, durch ihre Praxis zu verbürgen, daß hier keine Gefahr ſei, man wird dunkel befürchten, es möchte bei der Ausnahme nicht bleiben, ſie könnte in die Lage des Zauberlehrlings gerathen:

„Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los."

Anders natürlich liegt die Sache, wenn ein Einzelner als ſolcher, d. h. in einer ſelbſtändigen Publikation es ſich herausnimmt, die Schutzwand zu durchſtoßen. Entweder gibt er ſich auf den erſten Blick als Schmutzfreund zu erkennen, dann läßt man ihn einfach ſtehen, d. h. man wirft ſeine Blätter weg und überläßt ſie den Schichten der Geſellſchaft, in denen der unſaubere Autor offenbar zu Hauſe iſt. Oder man ſieht ihm an, daß er nicht danach angethan iſt, als könnte es ihm einfallen, Cynismus zu treiben ohne Grund und Grenzen; man kennt ihn vielleicht ſchon vorher hinreichend, um deſſen verſichert

zu ſein, oder man entnimmt ſich dieſe Bürgſchaft aus der Miſchung der Beſtandtheile in der jetzt vorliegenden Arbeit, oder Beides trifft zuſammen. Dann wird man ſich nach dem erſten Schrecken beſinnen und denken: der Mann wird ſeinen Grund gehabt haben, diesmal dieſen Ton zu greifen und ein andermal, wenn ein ſolcher Grund nicht beſteht, es unterlaſſen. Die Ueberlegenden werden dieſen Grund erkennen und das Ihrige thun, die Aengſtlichen zu beruhigen. Und übrigens kann man ja abwarten; ſollte des Grundes nicht genug zu entdecken, ſollte alſo der Mann doch auf eine abſchüſſige Fläche gerathen ſein, es wird ſich ja finden.

Dies Alles pflichtmäßig erwägend ſchrieb ich bei Ueberſendung meines Manuſkriptes, man werde ſtarke Stellen darin finden und ich würde in voller Anerkennung der Rückſichten, die eine Redaction nehmen müſſe, eine Ablehnung nicht im Geringſten verübeln. Dieſe zog es vor, anzunehmen und ſich durch die bekannte Vorbemerkung, ſo gut es gieng, zu helfen. Soviel über dieſen Hergang; ich habe ihn zur Sprache gebracht, weil die Unterſcheidung einer ſelbſtändigen Publikation und eines Beitrags für eine Zeitſchrift zu Bemerkungen führte, die mir als Einleitung zum Folgenden dienlich erſcheinen.

Wirklich möchte ich gerne glauben, die Arbeit wäre verſtändiger aufgenommen worden, wenn ſie nicht in einem Rahmen erſchienen wäre, welcher den Begriff: Pflichten der Rückſichtnahme in den Vordergrund ſtellte und hiemit zum Voraus einen falſchen Maßſtab nahe legte. Schreibt Jemand über die Mode, ſo kann der leitende Maßſtab der Beurtheilung deſſen, was er vorbringt, einzig und allein in der Frage beſtehen: hat er

richtig geſehen? Hat er mitgebracht, was von dem, der über Formen ſchreibt, in erſter Linie zu verlangen iſt: ein normales Auge? Statt danach zu fragen, hat alle Welt nur nach den Händen geſehen und gefragt: hat er Glacé-Handſchuhe an oder nicht? Nach dem Auge zu ſehen iſt Keinem eingefallen. Ich habe ja doch zum Beiſpiel nicht blos von der weiblichen Mode geſprochen und ihre jetzige ſchnöde Unform ſo ſcharf angefaßt, ſondern auch von der männlichen, wobei es ſich um ſolche Dinge gar nicht handelte, die zu ſtarkem Ausfall gegen Schamloſigkeit herausfordern, ſondern unbezweifelt einfach um richtiges Urtheil über Formen. Ich habe zum Exempel behauptet: verjüngte Kopfform des Hutes macht ein breites Geſicht noch breiter, — habe ich Recht oder Unrecht? Auf ſolche Formfragen, alſo auf das Techniſche des Gegenſtandes, ließ kein Menſch ſich ein. Hübſch manierlich oder grob? Zahm oder wild? Das war die einzige Frage, welche die Armuth der Kritik aufzubringen hatte. Nun kann und darf man dies allerdings auch fragen, denn alles Gedruckte unterliegt natürlich auch dieſem Geſichtspunkt, aber er iſt nicht der erſte, obwohl er allerdings in innerem Zuſammenhang mit dem ſteht, der wirklich der erſte iſt. Und dieſer Zuſammenhang iſt ein Verhältniß der Abhängigkeit. Die Frage: zahm oder wild? beantwortet ſich anders, wenn ich richtig, anders, wenn ich unrichtig geſehen habe. Finde ich die jetzige Mode in manchen Theilen formwidrig, in einem großen Theile frech und habe ich dabei Unrecht, ſo habe ich nur die innere Unform der eigenen häßlichen Seele in den Gegenſtand hineingeſehen und die Derbheit, womit ich ſpreche, iſt nur die andere Seite dieſer ſubjectiven Häßlichkeit;

habe ich aber Recht, ſo ergibt ſich hieraus das weitere Recht, das Häßliche, das ich im Objecte richtig geſehen, auch häßlich zu nennen. Dazu kommt dann noch ein einfaches Menſchenrecht: ich habe billig anzuſprechen, daß man begreift, ein Menſch beſtehe nicht aus Holz, Blech und Stein und es ſei ihm nicht zuzumuthen, daß er beim Anblick einer widrigen Formenwelt kaltes Blut bewahre. Wer nicht ſieht, wer mit ſtumpfem, nicht durchzeichnendem, die gegebene Form nicht an der wahren Naturform meſſendem Auge über die Straßen und durch die Säle geht, hat gut ruhig bleiben; wer ſieht und auf Tritt und Schritt jahraus, jahrein Zerrbilder um ſich ſieht, der hat ein Recht, endlich wild zu werden. Doch dies iſt zu beſcheiden geſprochen, denn es klingt eben doch wie bloßer Anſpruch auf ſchonende Beurtheilung einer verzeihlichen Schwäche, wodurch das Vorbringen der Wahrheit einen Zuſatz im Ton, eine Färbung erhielt, die nicht zum Inhalt zu gehören ſcheint. Es handelt ſich aber nicht um Erlaubniß, in einen Affect zu verfallen, ſondern ſtreng ſächlich um die Frage, ob ein gewißer Ton nicht das nothwendige, d. h. einzig naturgemäße Ergebniß des richtigen Sehens iſt. Ich nenne ihn wild; das Wort ſoll zweierlei bedeuten: derb im komiſchen Sinn gegenüber einem Theil der gegebenen Erſcheinungen, derb im Sinne des Ausbruchs ernſter Empörung gegenüber einem andern Theile; man begreift, daß ich unter dem Erſteren Alles verſtehe, was verkehrt, aber ſittlich unſchädlich, wenigſtens nicht direct ſchädlich iſt, unter dem Zweiten das Schamloſe. Wir kommen darauf zurück; die hier aufgeführte Unterſcheidung wird uns weiterhin wichtig und fruchtbar werden, ich faſſe nur erſt meinen obigen Satz in die

Worte: habe ich nicht gutes Recht, mit lebendiger Wortkraft das Häßliche häßlich zu nennen, ſo will ich lieber ganz Unrecht haben, und nehme nun zunächſt meinen Faden wieder auf.

Wir müſſen jetzt von dem zufälligen Umſtand abſehen, daß das Erſcheinen dieſer Kritik der gegenwärtigen Mode in einem Journal auf die Erwartung ſtoßen mußte, man werde etwas im Sinne des gewöhnlichen Anſtandsbegriffs Wohlgeſittetes zu leſen bekommen, und daß die Enttäuſchung Verdruß erregte. Die Mehrzahl hätte ſich auch ohne das über ihre Rauhheit entſetzt. Gewiß wenigſtens die unendlich Vielen, denen die Mode das iſt, — was ſie eben iſt: eine abſolute Autorität, eine zweite Religion. Es war dieſen Unzähligen freilich nicht geſchmeichelt. Man ſah der erſten bis zur letzten Zeile an, von welcher Taxirung dieſer frommen Menſchenart ſie eingeben ſei. Sie hatten erwartet, ich werde die Draperie ihrer Göttin mit Sammthandſchuhen befühlen. Etliche darunter — ſie waren in ihren geiſtreichen Anzeigen leicht zu ſpüren — hätten noch etwas Anderes gar gern erlaubt: einige niedliche fein zweideutige Winke über gewiſſe durchſichtige oder draperiefreie Reize der Göttin, eingegeben vom und gefällig dem inguinalen Standpunkt, der ihre Stärke iſt. Dieſe haben erſtaunt aufgeſehen und es dann ſpottenswerth gefunden, daß es gar auch noch eine Moral geben ſoll und daß ſie nicht viel Umſtände zu machen pflegt. Ein ſo moderner Gegenſtand ſo unmodern behandelt! Es war nicht zu verzeihen; ſo grob und ſo unpikant, auch nicht ein einziges Zötchen — es war lächerlich.

Man begreift, daß ich nicht zur Feder gegriffen habe, um den beſchrieenen Artikel gegen ſeine Widerſacher und

gar gegen die letztere Gattung derselben zu decken. Ich läugne zwar nicht, daß bei manchem Einwurf, wie solche allerdings auch von anhörenswerther Seite gekommen sind, der Drang der Gegenwehr sich regen muß, ja daß auch unvernünftiger Vorhalt das natürliche Gefühl zum Gegenstoß anreizt, aber versichern kann ich, daß dieser Zweck allein mich nicht entschieden hätte. Man soll die Literatur nicht vermehren, nur um sich seiner selbst anzunehmen. Aber Begriffe klarstellen: das ist ein Zweck, der zum Schreiben berechtigt und auffordert. Und der Begriff, um den es sich hier handelt, bedarf der Klarstellung; sie ist nicht leicht, fordert eine Reihe dialektischer Unterscheidungen, ist meines Wissens noch nirgends gründlich vorgenommen und ich gestehe, daß ich selbst durch die neuere Erfahrung erst gemahnt worden bin, mir über die Gründe meines guten Rechts deutlichere Rechenschaft abzulegen, als zur Zeit, da ich in raschem Zuge niederschrieb, was seit Jahr und Tag die jetzige Mode zu denken gibt. — Nachdem ich übrigens einmal an diese Arbeit gegangen bin, wäre es nur gesucht, wenn ich von ihren Ergebnissen nicht auf den Artikel die Anwendung machte, der doch die Veranlassung einmal gegeben hat; warum das Concrete meiden, wenn es just am Wege liegt?

Ich soll in der Art, wie ich mich ausließ, den Anstand verletzt haben. Wie nennen wir diese Verletzung? Ihr Name sollte den Titel abgeben. Schon dieser war schwer zu finden. Ich dachte, nur eine ungefähre, negative Bezeichnung zu wählen und zu setzen: „Ueber die Grenzen des Anstands“ oder etwas gedehnter: „Ueber die nothwendigen Grenzen im Einhalten des Anstands“. Die letztere Wendung wäre von Schiller entlehnt;

seine Abhandlung „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ ist wenig beachtet und doch gleich wichtig an sich wie für den Entwicklungsgang der Ansichten des edlen Denkers und Dichters. Schiller fühlte offenbar, daß er die ästhetische Bildung überschätzt hatte, als er ihr in seinem Gedichte: Die Künstler und in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen die große Rolle zuwies, geradezu das ungeheure Werk der Menschenerziehung zu übernehmen bis zu der Station, wo der Mensch fähig sein soll, die scheinlose Wahrheit und das strenge Sittengesetz frei vom einhüllenden Reize des Schönen zu fassen und zu befolgen, als er kühn vertraute, daß unter der Hülle der schönen Form die Völker und Individuen das Wahre und Gute in sicher leitender Ahnung schon mitbekommen. Er ließ im selben Jahre (1795) schon den genannten Aufsatz folgen. Jetzt unterschied er streng die Fälle, wo der Mensch dem Schönheitsgefühle als einem gefälligen Surrogat für die unerbittliche Pflicht und den strengen Begriff sich überlassen dürfe, von denjenigen, wo es heißt: scheiden! Entweder, Oder! Hier gebietet entweder die Vernunft, das Sittengesetz oder das Gefühl, die Einbildungskraft, der Geschmack, und wenn jene, so gibt es keinen Compromiß mit diesen! Schiller kehrt sich nun vor Allem gegen die spielende Unterrichtsmethode, wie sie damals aufgekommen war, und gegen das Belieben unterhaltenden, bilderreichen Vortrags, wo strenge wissenschaftliche Methode gefordert ist — das Letztere gewiß eine Mahnung, die für unsere Zeit nichts weniger als verspätet kommt, — dann aber gegen die moralische Verweichlichung durch einseitig ästhetische Cultur. Er greift

hier ſeine Beiſpiele vorerſt aus dem Privatleben; er zeigt, wie leicht die Liebe, ſonſt ein Hebel jeder edelſten ſittlichen Kraft, in Verſuchung geräth, unbedingte Pflichten zu verletzen und die Verletzung mit dem Namen eines Opfers für den Geliebten zu beſchönigen, wie leicht wir ungerecht handeln, um großmüthig zu handeln, wie nahe es liegt, höflich und delikat zu ſein auf Koſten der Wahrheit, unmenſchlich, um einer Vorſpieglung des Ehrgefühls genugzuthun, dann aber geht es auf das politiſche Gebiet über und da lautet die Verkehrung: blutig vorgehen, um ein unmögliches Ideal politiſcher Glückſeligkeit zu verwirklichen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das geträumte Wohl der nächſtfolgenden dadurch zu begründen. Man erinnere ſich der Zeit, in welcher er ſchrieb. Es war eine ſchönſelige Stimmung, aus welcher die Greuel der Revolution hervorgiengen, es war die Sentimentalität, welche die franzöſiſchen „Schindersknechte“ zur Schneide der Guillotine zuſchärften; ſie hielten für paſſend, die Leute zu köpfen, um für Rouſſeau's Welt-Idylle Raum zu ſchaffen. Nicht ſo empfindſam iſt unſere Zeit, doch aber wie unheimlich paßt auf ſie auch dieſes ſchlagende Wort, da jetzt Rouſſeau's Wahnbild von Freiheit und Gleichheit abermals aufſteht und Geſellſchaft und Staaat zu zerſtören droht! — Ich muß dem Reiz widerſtehen, dies zu verfolgen, und hebe noch folgende Sätze aus, die ſich auf das rein menſchliche Gebiet beziehen und deren zweiter gar leicht auf mein Thema — die Frage, wo die Artigkeit aufhören müſſe — ſich anwenden läßt: übertriebener Hang zum Schönen kann den

Charakter verderben; — die Repräſention des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl kann unſchädlich ſein, aber der Fall verändert ſich gar ſehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verſchiedenes Intereſſe haben, wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geſchmack empört. —

Ein anderer kleinerer Aufſatz enthält „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt". Unter dem Gemeinen verſteht Schiller Alles, was einem geiſtigen Intereſſe gegenüber blos ſinnliche Bedeutung anſprechen kann, wie z. B. an einem großen Manne ſein Stammbaum, ſeine Kleidertracht, ſein Hausweſen gegenüber ſeinen Entwürfen und Unternehmungen. Er unterläßt nicht, ſogleich hinzuzufügen, daß es doch nicht auf den Stoff an ſich ankommt, ſondern auf die Behandlung; dieſe kann das bloße „Gegenüber" in einen innern Zuſammenhang verwandeln; Schiller verweiſt zunächſt auf den Geſchichtsſchreiber; beſitzt er Geiſt und Seelenadel, ſo wird er auch in dies Untergeordnete ein Intereſſe, einen Gehalt legen, der es wichtig macht, in höhere Beleuchtung aufnimmt. So nun auch der Künſtler, der Dichter. Er kann das Gemeine in ſeiner Gröbe aufnehmen und durch den Zuſammenhang, in den er es ſtellt, durch irgend eine geiſtige Beziehung, die er ihm gibt, es veredeln. Schiller ſteigert vorerſt den Begriff, er führt dem Titel gemäß auch das Niedrige ein, das ſich — ſo beſtimmt er die Bedeutung des Worts — zum Gemeinen verhält wie konträres zum kontradiktoriſchen Gegentheil, alſo wie beiſpielsweiſe Bös zum bloßen Nichtgut. Das Niedrige iſt nicht einfach nur ein Sinnliches, das durch keinen Zuſammenhang mit dem Geiſt

geadelt wird, es beſteht in der Rohheit, in der verächtlichen Geſinnung, die das bloß Sinnliche zum Gewollten erhebt und dabei überdies abſichtlich den Anſtand außer Augen läßt. Nun wäre eigentlich ein wichtiger Unterſchied einzuführen: der des objectiven und des ſubjectiven Gebrauchs der genannten Ingredienzien, nemlich eben des Gemeinen und Niedrigen: es iſt natürlich ſehr zweierlei, ob ein Dichter oder Künſtler es wagt, für ſeinen Zweck gemeine und niedrige Züge oder ganze Perſonen uns vor Augen zu bringen, oder ob ein Schriftſteller im eigenen Namen ſprechend den Anſtand und die edlere, geiſtigere Sitte vor den Kopf ſtößt. Schriftſteller, ſo müſſen wir beim zweiten dieſer Fälle ſtatt: Dichter allgemeiner ſagen, denn es iſt zwar auch an Dichter zu denken, vorzüglich an ſatyriſche, doch ebenſoſehr, ja mehr noch an literariſche Darſtellung, Beſprechung überhaupt, namentlich an jene, die nicht an wiſſenſchaftliche Strenge und Würde gebunden iſt, ſondern lebendig an die Gegenwart ſich wendet und daher das Recht freierer Bewegung genießt. Kurz und ſtraff, wie er zum Ziele geht, denkt Schiller nur an den erſten Fall und führt nun die zwei Bedingungen auf, unter welchen das Gemeine und Niedrige in die Kunſt eingelaſſen werden darf, die zwei Mittel, für dieſe unſaubern Figuren das Bürgerrecht zu erkaufen: ſie ſind das Komiſche und das Furchtbare. Jeder Bewanderte ſieht, daß er hiebei auf Leſſing fußt. „Was der Dichter für ſich ſelbſt nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewiſſe vermiſchte Empfindungen hervorzubringen und zu verſtärken, mit welchen er uns in Ermanglung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß. Dieſe vermiſchte Empfindungen ſind das Lächerliche und das Schreckliche. Wenn

unſchädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, ſo iſt ſchädliche allezeit ſchrecklich," ſo ſagt der große Kritiker im Laokoon; den Styl der Zeit und gewiſſe Mängel in der Begriffe-Beſtimmung wird ein nachdenkender Leſer leicht abziehen und ſich gern in die ſchlagende Wahrheit und Fruchtbarkeit vertiefen, die er ſchon auf den zweiten und dritten Blick dieſen Sätzen anſehen muß.

Es iſt nun, was wir durch Hülfe dieſer Autoritäten gewonnen haben, erſt für unſern Zweck zurechtzurücken. Dabei handelt es ſich um folgende Punkte:

Leſſing hat, wie Schiller, nur die Kunſt im Auge; auf ſie hinüberzublicken wird in unſerem Zuſammenhang allerdings gut und lehrreich ſein, an ſich aber ſtehen wir auf einem anderen Boden, auf dem, welcher ſoeben ſchon angedeutet iſt: dieſe Unterſuchung knüpft ſich nicht an ein Dichtwerk, das ſich erlaubt hat, anſtandswidrige Figuren oder Wendungen vom Stapel zu laſſen, ſondern einfach an ein Urtheil, das über eine äſthetiſch-ſittliche Erſcheinung ausgeſprochen wurde, und ſie dreht ſich um die Frage, ob es nicht, indem es ſeinen Gegenſtand als großentheils häßlich darſtellte, durch die Art ſeiner Darſtellung ſelbſt häßlich geworden ſei; dies iſt der Anlaß, und die Beantwortung der ſpeziellen Frage führt, wie ſich bereits einleuchtend ergeben hat, auf die allgemeine, wann und wieweit Verletzung des Geſchmacks und Anſtands berechtigt, vielleicht ſogar gefordert ſei.

Sodann muß genauer genommen werden, was Schiller Geſchmackempörend gemein, niedrig, was Leſſing mit allgemeinerem Wort häßlich nennt. Nicht, daß wir erſchöpfend zu Werke gehen müßten; insbeſondere haben wir nicht unmittelbar auf das moraliſch Häßliche abzu-

ſehen, worauf Schiller in ſeiner Art zu ſchnell und ausſchließlich losſteuert; allerdings zwar iſt unſere Frage ebenſoſehr eine moraliſche, als eine Form- oder Geſchmacksfrage, ja ſie iſt das erſtere in ganz prägnantem Grad, aber zunächſt müſſen wir das Häßliche in ſo allgemeinem Sinne faſſen, daß die eine der genannten Wirkungen, die komiſche, nicht ausgeſchloſſen wird, zu welcher ja weſentlich gehört, daß irgend etwas eintrete, was die Betrachtung vom ſittlichen Standpunkt ableitet. Erſt im Verlaufe wird dieſer in ſeiner Beſtimmtheit aufzunehmen ſein, da nemlich, wo unſer Weg zu dem führt, was Schiller und Leſſing das Furchtbare, das Schreckliche nennen. Dieſen letzteren Begriff werden wir erweitern müſſen; wir ſagen vorerſt, wie oben, als wir ganz vorläufig die betreffende Unterſcheidung einführten, beſſer nur: ernſt, ernſte Wirkung; die Stelle wird ſich finden, wo davon die Rede ſein muß, daß es wirklich gelten kann, Stöße ſo ſtarker Art zu führen, wie ſie durch jene Namen bezeichnet ſind. Uebrigens wird es ſich auch von einer Miſchung handeln, worin die komiſche und die ernſte Wirkung zu einer gewiſſen Einheit ſich verbindet.

Wir können unſer Thema auch ſo bezeichnen: es gilt, Schillers kurze Aufſtellungen „über die nothwendigen Grenzen im Gebrauche ſchöner Formen“ und „über das Gemeine und Niedrige in der Kunſt,“ — Sätze, die ſich in das Beſtimmte des Stoffs zu wenig einlaſſen, weiter zu entwickeln und ſpeziell auch auf das Anſtandsgebiet außerhalb der Kunſt anzuwenden. „Das Beſtimmte des Stoffs“: dazu müſſen wir ſogleich ſetzen: und ſeiner Behandlung.

Es wird auf keinen Widerſpruch ſtoßen, wenn wir

nun sagen: diese Behandlung ist überhaupt zu bezeichnen als ein *Aufdecken* und zwar Aufdecken eines Solchen, was in dieser Aufdeckung *ekelhaft* erscheint, häßlich im Sinne des Ekelhaften. Und das Prädikat häßlich oder ekelhaft trägt sich, je nachdem das Aufdecken beschaffen ist, auf den Aufdeckenden über. In den paar Worten: „je nachdem das Aufdecken beschaffen ist", verbirgt sich, wie man leicht erkennt, eine Welt von Fragen. Wer kurz sieht, wird dies aber nicht finden, sondern einfach sagen, die Uebertragung vollziehe sich nothwendig auf alle Fälle, denn der Anstand verbiete das Aufdecken schlechtweg und immer.

Das Häßliche, sofern es sich als Prädikat dem Aufdeckenden anhängt, wollen wir nun *cynisch* nennen und da ich eine kurze Ueberschrift brauchte, so habe ich einfach gewählt: über das Cynische. Doch etwas mehr vom Inhalt mußte der Titel andeuten; ich fügte hinzu: und sein bedingtes Recht; denn wir haben die Frage nun so zu stellen: *ist das Cynische schlechthin unerlaubt, oder, wenn es Bedingungen gibt, unter denen es gerechtfertigt ist, welche sind sie?*

Natürlich müssen wir nun zuerst näher zusehen, was das Cynische ist, und es muß zu diesem Zweck ein Wort über das Wort vorangeschickt werden. Die Bezeichnuug hat ihre Schwierigkeit. Der Ausdruck ist, wie man weiß, vom Hunde genommen. Die Natur hat diesem edelsten aller Thiere einen doppelten Fluch aufgelegt. Seine größte Tugend, die unbedingte Anhänglichkeit an seinen Herrn, hat seinen Namen zum Schimpfwort für ehrlos unterwürfige Menschen gemacht, so im Deutschen, Italienischen, Französischen; die Bedeutung wird von da über alles

Niederträchtige, Verächtliche erweitert (canaglia, Hundepack). Die zweite unselige Mitgift sind gewisse Gewohnheiten, die den armen Burschen, der nichts dafür kann, zum Bilde des Schmutzigen, des Wühlens im äußerst Natürlichen gemacht haben; das Gebiet ist so unsagbar unanständig, daß die neueren Sprachen vorgezogen haben, das Wort aus einer todten zu entlehnen, wenn der Hund seinen Namen für vergleichbares menschliches Treiben hergeben soll: ein Sprachgebrauch, dem offenbar ein Gefühl zu Grunde liegt, als würde das höchst Widerliche, um das es sich handelt, der Vorstellung bereits zu nahe gerückt, wenn man die Bezeichnung aus der eigenen Sprache holte. Wir sagen: hündisch, wenn von serviler Selbstwegwerfung, dagegen cynisch, wenn von dem gewissen Griff in den Schmutz die Rede ist, der an dieses Gebahren des Hundes erinnert. Da sich das Thier dessen im Geringsten nicht schämt, so muß der Ausdruck Cynismus öfters auch dienen, besonders frech auftretende moralische Gemeinheit zu charakterisiren, eine Gemeinheit, welche vorgeht, als verstände sich das Schlechte, das Ehrlose von selbst; dies ist es, was Schiller im zweiten der genannten Aufsätze das Niedrige nennt. Wir müssen aber in unserem Zusammenhang von diesem letzteren Sprachgebrauch absehen, sonst verwirren wir uns. Es ist spezifisch das Schmutzige, was uns beschäftigt, es ist das turpe, wie es gemeint ist, wenn man sagt: naturalia non sunt turpia — eine Sentenz, mit deren übrigem Sinn wir uns für jetzt noch nicht zu befassen haben. Nicht so einfach, als es einem naiven Leser scheinen mag, beantwortet sich die Frage, was darunter zu verstehen sei. Man muß sich die Mühe nehmen, Unterscheidungslinien durch das ungern

betretene Feld zu ziehen; eine derſelben iſt ſo weſentlich, daß ſie ſogleich ausgeführt werden muß, da ſie geradezu die Richtigkeit unſeres Titels in Frage ſtellt. Bei dem Worte turpia denkt man an allerhand Schmutziges, das nicht eben in das geſchlechtliche Gebiet gehört, und Verletzungen der Scham und Sitte, die in das letztere fallen, nennt man, genauer genommen, nicht cyniſch, ſondern obſcön; da von dieſem Gebiete hier ebenſo die Rede ſein muß, wie von dem der turpia, ſo müßte unſere Ueberſchrift neben dem Cynismus eigentlich auch den Obſcönismus nennen. Doch mag die Mitbefaſſung des Zweiten im Erſten hingehen in Betracht, daß das gute, arme Thier, das den Namen für Schmutzwühlerei hergeben mußte, leider auch im Geſchäfte der Fortpflanzung ſeines Geſchlechts keine Scham kennt und in dieſer Einen Beziehung allerdings unter der nachtliebenden Katze ſteht. Man meine nur nicht, es handle ſich hier um eine Wortklauberei; der Verlauf wird es zeigen; ſoviel mag ſchon hier geſagt werden: Cynismus (jetzt im engeren Sinne des Worts) und Obſcönismus iſt ſo ſehr zweierlei, daß der derbſte Cynismus Kinder-Unſchuld ſein kann verglichen mit dem kleinſten Obſcönismus. Wir werden finden, daß das richtige Gefühl der Menſchheit ſich jedes andern Tributs, den wir der Natur bezahlen, ungleich weniger ſchämt, als der Gleichheit mit dem Thiere im Zeugungsprozeß; daraus folgt, daß für Aufdeckungen dieſer Seite der Natur, wenn ſie nicht abſcheulich ſein ſollen, ungleich ſtrengere Einſchränkungen zu poſtuliren ſind, als für Aufdeckungen anderer Art. Man bemerkt, daß ich nur eine Forderung ausſpreche, nicht eine Thatſache beſtätige, denn in Wirklichkeit verhält es ſich umgekehrt: die Geſellſchaft erlaubt

hundert Zweideutigkeiten sexuellen Inhalts, ehe sie Ein derbes Wort verzeiht, das sich z. B. auf die Effluvien bezieht. Es gilt als ungleich häßlicher, den Koth zu nennen, als Zoten zu reißen. Habe ich aber Recht mit dem Satze über das, was das richtige Gefühl der Menschheit eingibt, so ist dies Verhalten nicht ein Kennzeichen unserer Bildung, guten Sitte, sondern unserer Verdorbenheit. Vom Dreck zu reden ist (unter Umständen) roh und gemein, doch weit mehr noch roh, als gemein; auf die Begattung meckernd hinweisen, hinzielen, anspielen ist roh und gemein, doch weit mehr noch gemein, als roh. Der Schweinigel ist ein Kind gegen den Zotenreißer. — Uebrigens ist hier eine weitere Sprachschwierigkeit zu bedauern: es fehlt ein Wort, das alle verschiedenen Formen der Bloslegung unserer geschlechtlichen Naturabhängigkeit umfassend bezeichnet, die groben, die mittelgroben und die feinen. Zote ist zu stark für die feinen, Zweideutigkeit zu schwach für die gröberen und groben. Ich werde in dieser Verlegenheit das eine oder andere Mal nach dem Wort Obscönismus, als dem allgemeineren, greifen müssen, obwohl ich, wie gesagt, im Ganzen und Großen unter dem Wort Cynismus mitbefasse, was es bezeichnet.

Der Leser wird spüren, daß diese sämmtlichen Vorbemerkungen keine Nörgeleien sind, wenn er sich nun des Weiteren überzeugt, wie sie unser eigentliches Geschäft uns erleichtern, das wir jetzt ohne ferneres Zögern in Angriff nehmen.

Wir haben, obwohl nur ungefähr, die Stoffsphären bezeichnet, in welche der Cynismus greift, und sein Verfahren ein Aufdecken, Bloslegen genannt. Aber was ist es denn eigentlich mit „Stoffsphären", mit „Stoff"?

Es handelt sich, soviel schwebt Jedem auf den ersten Blick vor und ist schon angedeutet, um gewisses Natürliches, das, wenn blosgelegt, uns Widerwillen, ja Ekel oder durch Verletzung der Scham zugleich Abscheu erregt. Es scheint, dieser Eindruck verstehe sich von selbst, und dies ist eben vielmehr nicht der Fall, sondern dabei ist dies und das vorausgesetzt. Es gibt ein Wesen, es ist die Wissenschaft, das keinen Widerwillen, keinen Ekel kennt, außer sofern sie sich damit beschäftigt, zu untersuchen, worin er bestehe und wie er zu erklären sei; ein Wesen, das die erhabene Schamlosigkeit mit den Göttern theilt, die nicht schamhaft sind, weil sie nichts Unreines kennen; wie denn ja die oberste Göttin es nicht verschmähte, als Juno Cloacina dem Kloakenwesen in Rom vorzustehen. Was, von außen sich aufdrängend, als klebriger, schwammiger, formwidriger, übelriechender Stoff, was als widerlich häßliches Thier uns abstößt, was am eigenen Körper als Ausscheidung des organischen Lebens oder Product von Krankheitsprozessen, was als Zeuge unserer Thier-Verwandtschaft im Geschlechtsleben uns so berührt, trifft, packt, daß wir uns schütteln oder daß wir erröthen oder beides: all dies ist der Wissenschaft einfach nur Gegenstand des Forschens. Sie weiß, daß *an sich* der Stoff mit dem Geist in keinem Kontraste steht, daß seine formlosesten Klumpen formlos nur scheinen, seine häßlichsten organischen Gestaltungen doch Glieder der Kette sind, an deren glänzendem Schlusse das hohe Gebilde des Menschen steht, sie weiß, daß die Zeugung ein Wunder von Geist-Act der Natur ist, sie weiß, daß die Natur im Menschen Basis und stetiger Quell des Geistes ist, und sie weiß, daß der reinste Seelenduft der Liebe sich der animalischen

Regungen nicht zu ſchämen hat, die ſeine Unterlage bilden. Hier gibt es nichts zu ſcheuen, zu ekeln, nichts zu lachen. Hier iſt eine Ruhe, eine geſunde, nüchterne, heilige Kühle.

Aber das Leben will auch Unruhe, Vibration, Oſcillation, Lohe. Gefühl, Phantaſie ſchüttelt durcheinander, wirft einander ſchroff entgegen, was an ſich, durch die Reihen der Mittelglieder verbunden, im Frieden der Logik beiſammen wohnt. Es iſt das Verſchwinden oder die Auslaſſung der Mittelglieder, wodurch dieſe Stöße, Aufprallungen, Schnellungen vor ſich gehen. Es ſind Sprünge. Durch ſie entſteht der Schein, daß zwiſchen den großen Gedanken eines Mannes und ſeinem Stuhlgang, zwiſchen den Hochgefühlen der Liebe und ihrem realen Ziel keine Gleichung, keine Brücke ſei. Ja es kann ſcheinen, als ob das obere, das ideale Ende negirt ſei, wenn das untere ſich ſo oder ſo der Wahrnehmung aufdrängt. „So oder ſo“ —: was wir Sprünge genannt haben, muß noch gar nicht durch die Abſicht eines Jemand hervorgebracht ſein, der auf die Realität, auf die grobe Natur hinweiſen will; es kann auch Stoß des Zufalls ſein, der die entlegenen Pole in plötzlichem Ruck gegeneinander ſchnellt und nur bemerkt zu werden braucht.

Zunächſt nun iſt der Menſch, die Geſellſchaft ernſtlich darauf bedacht, ſolche Schüttlung, Rüttlung, das Aufblitzen ſolchen Scheines fernzuhalten; die Dinge ſollen eben und glatt ablaufen. Den Vordergrund des Lebens bildet, nachdem die Menſchheit ſich aus dem Wildſtande der Natur herausgearbeitet hat, das Umtreiben unſerer geiſtigen Schätze: denkendes Thun der verſchiedenſten Art — denkend auch dann, wenn es auf die beſcheidenſten Ziele gerichtet iſt, — Rede, die inneres Leben, Gemüth,

Zweck, Geiſt ausſpricht, füllt unſern Tag aus, vereinigt, durchzieht unſere Geſellſchaft, und wenn wir auch nur eſſen und trinken, ſo wird der Genuß mit Geſpräch, Witz, vertraulichem oder ernſt gehobenem Worte ſo gewürzt, daß wir vergeſſen, wie ſtark der Zoll iſt, den wir kauend und ſchluckend der Natur hiemit zahlen; wir wiſſen ganz gut, daß das Gegeſſene auch verdaut ſein will und — was auf die Verdauung folgt, aber wir wollen nichts davon wiſſen; wir würden fürchten, hinaus zur todten Materie und hinab unter unſern Menſchenwerth geſtoßen zu werden, wenn wir jetzt (dieſes unbeſtimmte „jetzt“ ſchließt alle weiteren ſchweren Fragen unſerer Erörterung in ſich) — jetzt daran erinnert würden.

Wir verhüllen alſo, bedecken dieſe Dinge mit Schweigen, Kleidern, ſpaniſchen Wänden, Mauern, geſchloſſenen Thüren. Sobald der Menſch Menſch wurde, fieng er auch an, ſich ſeines Naturgrundes zu ſchämen, und ein Syſtem von Mitteln aufzubieten, um die Erinnerung daran ſich und Andern hinwegzuſchieben. Dadurch hat ſich denn herausgebildet, was wir Anſtand nennen: eine ſtillſchweigende, als ſelbſtverſtändlich feſtſtehende Uebereinkunft, daß all das, woran ſich der Eindruck knüpft, als würden wir, wenn es offen gelegt wird, unter unſere Menſchenbildung hinabgedrückt, Ein für allemal zugedeckt bleibe, nicht genannt, nicht gezeigt werde. Der Anſtand iſt Nothwendigkeit, die Menſchenwürde verlangt ihn. Sein Geſetz iſt heilig. Vor wem wir nicht ſicher ſind, daß er es achte, mit dem können wir nicht umgehen, müſſen ihn aus unſeren Geſellſchaften ausſtoßen, verbannen. Es kann darüber nicht diſputirt werden, wer es in Frage ſtellt, der hat ſich ſchon geächtet.

So ſieht es aus, ſo ſcheint es. Anders, wenn man genauer hinſieht. Ganze Neſter von Fragen, von Zweifeln ſteigen auf. Zunächſt über das Wo? „Geſellſchaften“ habe ich geſetzt; warum nicht: Geſellſchaft? Weil der Pluralis hier ſpeziellere Bedeutung hat, weil er an Zirkel von ausgewählter formeller Obſervanz zu denken Anlaß gibt, während der Singular den Allgemeinbegriff ausſpricht, der gar verſchiedene Arten in ſich ſchließt. Da iſt vor Allem der große Unterſchied zwiſchen bunten Kreiſen und ſolchen, worin nur Ein Geſchlecht vertreten iſt. Wie anders Herrn ſprechen, wenn ſie unter ſich, als wenn ſie mit Damen ſind, in welchen gröblichen Dingen und Worten auch vornehme Tafelrunden ſich gerne ergehen, wenn jene den Tiſch verlaſſen haben, das brauche ich keinem Leſer zu ſagen. Aber auch keiner Leſerin brauche ich in Erinnerung zu bringen, daß Frauen, wenn ſie unter ſich ſind, das Blatt nicht vor den Mund nehmen, das die ſchönen Lippen ſchließt, wenn Männer da ſind, obwohl gewiß, was dann ſich hervorwagt, immer noch leichter Lufthauch iſt verglichen mit dem Feldgeſchütz der Männerſpäſſe. —

Ganz anders, wo die Geſchlechter vereinigt ſind, — wollte ich eben fortfahren; aber nein, auch da nicht immer, nicht unbedingt waltet das Verſchweigungsgeſetz in ſeiner Strenge. Gewiß nicht im kleineren Zirkel, wo man einander kennt, wo Leute beiſammen ſitzen, die granum salis haben. Eine Frau von Geiſt wird nicht meinen, der Himmel falle ein, wenn einmal einem lebendigen Manne im ſprudelnden Halbärger das Wort Dreck oder Luder herausrumpelt; das Uebrige ſeiner Rede wird dafür ſorgen, daß nicht befürchtet werden kann, es ſei Zaum

und Zügel der guten Sitte nun zerriſſen und die Rohheit renne wie ein lediges Roß durch die Straßen. In wirklich guter Geſellſchaft achtet man den Anſtand nicht für Raub; man hütet ihn nicht ängſtlich, als wäre er geſtohlen Gut, man läßt ab und zu etwas Luft ohne Sorge, er möchte entwiſchen wie ein Eigenthum, das einem gefangenen Vogel gleicht, man fühlt ſich frei, weil man ſich bewußt iſt, ihn wirklich zu haben, zu beſitzen. Kann ſein, daß man hierin im Süden Deutſchlands liberaler iſt, als im Norden; es hängt auch mit dem Gelten des Dialekts zuſammen. Der Norddeutſche mußte einſt den ſeinigen opfern, um das Neuhochdeutſche zu lernen; wir, im Bewußtſein, daß unſer hoch-, d. h. oberdeutſcher Dialekt den weitaus größeren Beitrag zur Ausbildung dieſer Sprachnorm gegeben hat, ſind zu bequem, die kleinere Mühe des kürzeren Schritts von jenem zu ~~zu~~ dieſer uns auflegen, bleiben daher halb im Dialekte ſtecken, gebrauchen ihn überall, wo es nicht öffentliche Rede gilt, und trüben dieſe mit unberechtigten Provinzial-Lauten. Dies Verhalten iſt zu tadeln, hat aber doch auch ſeine gute Seite. Wir halten uns das Naturgefühl der Sprache wärmer, bleiben dem Sprachquell näher und im Beſitz eines Reichthums von Wurzeln, Wortbildungen, Redensarten, Schätzen verſchiedener Art, die das Schriftdeutſche verſäumt hat zu heben, ſich anzueignen. Eine gewiſſe Naturloſigkeit fühlt man immer der Sprache jener Stämme an, die das Hochdeutſche einſt mit ganzem Opfer ihres Dialektes lernen mußten, wie auch ihrer Ausſprache, die zwar nicht an ſo vielen Nachläßigkeiten wie die unſrige, aber an gewiſſen Fehlern leidet, die uns immer wie naturfremde Koſtbarkeit, überflüſſige Bewußtheit gemahnen.

Auch ſie zeigen mehr Fülle, Kraft, gute Naivetät und Humor, wenn ſie zu ihrem alten Dialekte zurückgreifen. Sind wir nun dem Naturquell der Sprache näher geblieben, ſo hängt uns auch mehr Neigung an, Derbheiten der Volksſprache in den Verkehr der Geſellſchaft Eingang zu geſtatten. Die Erziehung verbietet weniger ſtreng den Gebrauch eines ſaftigen Wortes, es dauert uns das Salz der Rede und des Gedankens, das verloren geht, wenn zahme Schicklichkeit abſolutes Geſetz iſt; wir erſchrecken nicht, wenn einmal ein Schuß fällt. Dabei meint dann der auswärtige Deutſche, wir gönnen uns dergleichen oder laſſen es zu, weil wir unfrei in Cynismus verſenkt ſeien. Sehr unrichtig, ja ſelbſt unfrei! Wir ſchweben darüber, indem wir hineintreten. Ich führe ein Beiſpiel an. In Schwaben herrſcht eine Neigung, den Superlativ ſo ſtark als möglich auszudrücken; ſo iſt für das farbloſe Sehr oder Außerordentlich das Wort: ſaumäßig aufgekommen, und da die Bedeutung ſich verwiſcht hat, ſo geräth nun der ſtarke Ausdruck leicht in Widerſpruch mit dem Prädikate, das er zu ſteigern beſtimmt iſt. Ja man kann hören: des iſcht e ſaumäßig netts Mädle. Die Gebildeten wiſſen nun natürlich ſehr wohl, daß das ein Widerſpruch und unſchicklich iſt, aber der Widerſpruch macht ihnen mehr Spaß, als die Unſchicklichkeit Verdruß, und in einer nur etwas zuſammengewöhnten Geſellſchaft, wo man ſich verſteht, werden die Damen nicht von den Stühlen fallen, wenn einmal ein Mann in freiem, bewußtem Spiele mit den Dialekts-Eigenheiten den naivgroben Superlativ anzuführen wagt.

Es iſt wirklich nur der Salon (ich nehme das Wort im Sinne des deutſchen Sprachgebrauchs: der feſtive Ge-

ſellſchaftsſaal), wo jener Zaun oder Zaum der Sitte, den wir Anſtand nennen in unbedingter Geltung feſtſteht oder regiert, denn da ſind Leute beiderlei Geſchlechts beiſammen, die einander in Mehrzahl ſo genau nicht kennen, daß ſie einander geſtatten dürften, ſich Freiheiten zu erlauben, wie ſie im bürgenden Zuſammenhang der gegenſeitigen Vertrautheit mit den Charakteren als momentanes Wagniß (nicht als ſtehender Ton) ohne Gefahr eingeräumt werden können. Schlimm genug freilich, daß in ſo feinem Zirkel dagegen Entblößungen erlaubt ſind, vielmehr als fein faſhionabel gelten, welche die Scham — und zwar jene zartere, die ſich auf das Geſchlechtliche bezieht — roher verletzen, als das roheſte Wort den Sinn der Scheu vor dem Schmutzigen und Wilden. Doch dieſer letztere Punkt liegt uns hier außer dem Wege; wir werden auf anderem bald genug zu ihm gelangen, der jetzige führt noch zu der Betrachtung, daß alle zu ängſtliche Sorge für den Anſtand von der Vorſtellung des Salon ausgeht. Sagt oder ſchreibt Einer etwas Derbes, ſo fürchtet die Welt, er möchte in die Säle der guten Geſellſchaft einbrechen und da die Zunge herausſtrecken oder — weiß der Himmel was ſonſt noch Entſetzliches verüben. Dies lenkt auf die Bemerkungen am Anfang gegenwärtiger Erörterungen zurück: bei einer Zeitſchrift, die viel in Familien der höheren Stände geleſen wird, ſchwebt den Leuten etwas wie ein Salon vor, daher erſcheint hier ein Artikel, der über die Schnur der Anſtandsbegriffe haut, wie ein cyniſcher Miſſethäter in glänzenden Räumen, wo geputzte Geſellſchaft herumſitzt. Allein Schrift iſt Schrift und hat die Freiheit anzuſprechen, in der weiten Welt, an die ſie ſich wendet, Leſer zu finden, die einen Spaß und — einen Ernſt verſtehen.

Wir haben ein Wo? aufgeworfen, da uns Zweifel aufſtiegen, ob der Anſtand unbedingtes Geſetz ſei. Folgerichtig entſteht auch ein Wann? Doch darf die Antwort hierauf kurz abgemacht werden, denn es begreift ſich leicht von ſelbſt, daß es, angenommen einen Zirkel, dem es nicht an Freiheit des Geiſtes gebricht, um ein ſtarkes Wort zurechtzulegen, doch auch hier ganz auf die Stimmung des Augenblicks ankommt. Sie muß belebt, die Phantaſie muß erregt, der Humor muß im Schweben begriffen ſein, um einem vorbrechenden Wagniß der Rede das Bleigewicht des proſaiſchen Ernſtes zu nehmen, oder der ſittliche Unwille muß geweckt ſein, um zu fühlen, daß jetzt ein ernſtes Ekelwort gefordert ſei, um es zu wollen, zu begreifen.

Nun aber muß ein Wie? folgen. Wir ſind bereits verfahren, als hätten wir ſchon ausgemacht, daß bei „Aufdecken" einfach an die Form der Rede zu denken ſei. Wir durften dies, weil natürlich ſie es iſt, deren Freiheitsgrenzen hier vor Allem in Frage kommen; doch eben hierin iſt nun eine Unterſcheidung einzuführen, die recht geeignet iſt, zu zeigen, wie dialektiſch das Thema ſich verwickelt. Was iſt heikler, geſprochenes oder geſchriebenes, gedrucktes Wort? Es ſcheint: das erſtere, denn der wirklich gehörte Laut übt einen ſtärkeren Stoß aus, als der (im Leſen) nur innerlich gehörte; alles Unmittelbare trifft ja ſtärker, als was ſich durch Zeichen vermittelt: man erſchrickt, und insbeſondere dann, wenn man mit Mehreren gleichzeitig hört, unter welchen zarte Conſtitutionen ſein mögen, in deren Seele man erſchrickt. Dagegen kommt aber in Rechnung, daß das geſchriebene Wort eine im Raum fixirte Exiſtenz behauptet und ſich

mit einem gewissen Anreiz hinstellt, es wiederholt zu lesen, verweilend zu bedenken, was es besagt und enthält. Es mag für einen Vertrauten bestimmt sein, in einem Brief stehen, aber wer weiß, in welche Hände er noch gelangt und ob er nicht einmal gedruckt wird? Allerdings ist jedoch zu sagen, daß dem vertraut Schreibenden nicht zugemuthet werden kann, auf dies Bedenken sich einzulassen, denn was würde aus allem intimen Briefwechsel, wenn ihm der Radschuh solcher Rücksicht eingelegt würde? — Anders nun das mit der Bestimmung zum Druck geschriebene Wort. Es geht voraussetzlich an sehr Viele, unter denen doch weit mehr Empfindliche, wohl auch wirklich in ihrem Gefühle zu Schonende sich befinden, als je in einem Zirkel gegenwärtiger Personen. Wiederum aber liegt die Sache anders, wenn man bedenkt, daß das Gedruckte in irgend einem Grade doch immer etwas von dem Recht ansprechen darf, das vermöge ihrer oben geltend gemachten reinen Natur die Wissenschaft behauptet und besitzt. „Da kommt es doch sehr auf den Ton an," wird man sagen; „gedruckte Plauderei, Dichtung und Mitteldinge zwischen Dichtung und Prosa sind keine Wissenschaft." Wohl, aber darin nähert sich ihr doch alles Gedruckte, daß es sich in bestimmtem Sinn auf den Stempel der Allgemeinheit berufen kann, den die Presse dem Wort aufdrückt. Ist, was der Autor bringt, nur nicht unzweifelhaft frech, gemein, frivol, so werden wir ihm nicht bestreiten, wenn er dem Vorwurf gegen einzelne Wagnisse mit der Antwort entgegnet, wer seine Blätter nicht lesen wolle, könne sie ja weglegen, er befinde sich jetzt nicht in einer übersichtlichen Gesellschaft, worin die Gegenwart von Fräulein Y. und Backfisch Z.

ihm Rückſicht auferlege; er ſchreibe mehr für Männer, als für Damen, und übrigens könne ja Papa oder Mama oder Tante auswählen, was Tochter Ida leſen dürfe.

So in Für oder Gegen verknäuelt ſich unſer Gewebe. — Außerdem kommt aber ein nicht minder ſchwieriger Punkt, das Maß, in Frage. Da zeigt ſich alsbald, daß wir ganz in's Relative gerathen und in abstracto gar nichts beſtimmt werden kann. Ein Wort mag als das denkbar ſtärkſte erſcheinen, ſieht man näher hin, ſo verhält es ſich anders: der Schreibende oder Sprechende hat ſich noch gemäßigt. Ein Wort, ein Satz kann als entfernte Andeutung dem Herrn von X. hübſch fein vorkommen, während Herr W. dabei in einen Abgrund von Frivolität ſieht. Ein Verſuch caſualiſtiſcher Aufführung und Unterſcheidung von Fällen, Beiſpielen würde in's Unendliche führen. Es bleibt nichts, als daß ich mir vorbehalte, an einzelnen ſtarken Ausdrücken des Artikels, dem unſere Erörterung zum Geleite dient, zu zeigen, daß ſie noch lange nicht die ſtärkſten, daß ſie im Gegentheil noch gemäßigt ſind.

Ganz dürfen wir nun doch auch die Frage nicht umgehen: was iſt heikler, Wort oder Bild? Hat man dabei das geſprochene Wort im Auge, ſo ſtellt ſich die Sache anders, als wenn an das geſchriebene oder gedruckte gedacht wird, aber ſie liegt eben gar nicht einfach. Das Bild des Zeichners oder Malers drängt ſich dem äußeren Auge auf und verweilt; das geſprochene Wort drängt ſich dem Ohr auf und gibt ſo außer und neben ſeinem Inhalt einen gewiſſen Treff und Stoß, dagegen verweilt es nicht und mag daher als weniger ſtark erſcheinen. Allein es iſt etwas Eigenes um das Wort, auch abgeſehen

von dem Schlage, den es, gesprochen, dem Gehöre gibt, und dies Etwas gilt ganz auch vom nur geschriebenen und gedruckten. Das Nennen ist ein Fassen des Gegenstandes, ein Packen und Herausstellen, ein Concentriren, ein Comprimiren und ein Zuspitzen, das doch den Gegenstand noch weit mehr bloslegt, als die Darstellung für's Auge, es ist ein Verrathen, ein Verlautenlassen auch ohne den Laut der Rede, das fast noch stärker afficirend wirkt, als die Vorlage für den wirklichen äußern Sinn, die das Bild bringt. Die gewissen Unanständigkeiten auf Gemälden der Teniers, Ostade, Brouwer darf eine Dame am Arm eines Mannes, der sie in eine Galerie geführt, immerhin ansehen, während sie ihm ihren Arm alsbald entziehen müßte, wenn er mit dem Wort bezeichnen würde, was dort in der Ecke geschieht, oder — (um nicht zu vergessen, daß wir jetzt das gedruckte Wort im Auge haben) — während sie das Buch erröthend zuschlagen würde, wo das genannt ist. Dennoch erheben sich Zweifel auch gegen diese Abwägung. Die wirklichen Sinne sind und bleiben apprehensiver als die Sinne, wie sie in der Einbildungskraft innerlich noch einmal auftreten. Es ist der Ekel, der sich ungleich schneller und leichter an die Wahrnehmung knüpft, als an die Vorstellung, wie das Wort sie hervorruft. Es gibt Bilder, die man stinken sieht. Ein solches — dazu noch ein Hohn auf das nur mitleidwerthe Griechenland — kam in derselben Nummer eines Caricaturblattes, das dem Artikel über die Mode die Ehre erwies, ihm sehr achselzuckend Recht zu geben.

Und noch eine weitere Frage! Wort und Bild zu unterscheiden, reicht auch noch lange nicht hin. Wir haben bis jetzt einen Hauptpunkt übergangen: von Wort

und Bild ist ja nun erst noch das einfache Thun zu unterscheiden! Was ist schlimmer, in einem Wohnraum, ja Salon auf den Boden spucken oder das Wort Spucken vorbringen? Was ist schlimmer, ebenda ein Aufstoßen nicht unterdrücken oder einen Auftritt erwähnen, wo in komischer Weise solcher Naturzufall vorkam? Was ist schlimmer, an den Hosen nesteln, durch Zupfen an den Hosenträgern Angst erregen, das Kleidungsstück möchte herunterfallen, oder die Hosen mit diesem ihrem Namen nennen? Nun, doch gewiß allemal das Erstere; es steht doch außer Zweifel, daß die Realplastik des Thuns ungleich sträflicher ist, als die Zeichnung in die Luft, die das Wort vollzieht. Was aber folgt nun? Der Anstand, beruhend auf der Scham, gebietet dem Weibe, zu verhüllen, was direct auf die Geschlechtsbestimmung hinweist: den Busen, die Formen unter dem Gürtel, die Linie der Beine; nicht absolut, versteht sich, man darf die Formen ja wohl unter dem Kleid errathen, aber es soll bei einem bloßen Errathen sein Bewenden haben, faltig umspielender Kleidstoff soll über die pure Naturwahrheit den Schleier eines spielenden Helldunkels ziehen; — eine Einschränkung, die doch dem Satze nichts von seiner Geltung, von seinem Ernste nimmt. Wenn nun also zugegeben ist, daß Thun schlimmer ist, als Nennen, so ist eine Entblößung dieser Theile oder eine Behandlung des Kleids, wodurch sie in der Verhüllung so gut wie unverhüllt sich ausprägen, doch wohl unanständiger, als das Benennen dieses Thuns mit den Worten, die es bezeichnen! Zumal wenn letzteres nicht auf dem Parketboden geschieht, sondern nur auf dem Papier! — Ich weiß, daß man scharf einwenden wird, ich vermenge da zwei sehr entgegengesetzte Dinge; es

handle ſich doch von Cyniſchem, Schmutzigem, alſo Häßlichem, hier ſpringe ich zu Dingen über, welche ja vielmehr ſchön ſeien, darum ſie jedwed Männlein gern ſehe und luſtig danach ſchiele. Ich will dagegen nicht einmal geltend machen, daß, wo der Brauch, die Mode ein ſolches Aufzeigen eingeführt, auch verblühte Weiber dem Zuge folgen und Formen aufdecken, die eben nicht äſthetiſch ſind, ſondern recht eigentlich in die Welt des Häßlichen gehören; nein! die Sache verhält ſich ſo: gewöhnlich denkt man bei: cyniſch allerdings an das Aufdecken eines Solchen, was nach unſerem zur zweiten Natur gewordenen Verhalten zur Sache als an ſich häßlich abſtößt und anwidert, hier dagegen iſt der Gegenſtand reizend, aber die Handlung des Vorzeigens häßlich, zunächſt ſittlich häßlich, aber dies ſo ſehr, daß bei richtigem Gefühle der ſittliche Ekel zum phyſiſchen und das an ſich Reizende ſo zum Widerlichen wird. Dies iſt im vorſtehenden Artikel ſo eingehend behandelt, daß Erläuterung nur Wiederholung wäre. Hinzugeſetzt mag werden: wir ſind doch keine antiken Völker mehr, die Grundform unſeres Bewußtſeins trägt einmal eine Entgegenſtellung von Natur und Geiſt in ihrem Schooß, die zwar auf die Idee einer Verſöhnung dieſer Gegenſätze hinführen ſoll, die aber darum nicht ungültig iſt und mit gutem Rechte das ganze Syſtem unſerer Decenz-Gewohnheiten beherrſcht. Die beſtehende Sitte gebeut Verhüllung; wir wachſen auf in dieſer Maxime. Wird nun im Widerſpruch mit dieſem Beſtehenden, als gültig allgemein Anerkannten da und dort gelüftet, bloßgelegt, ſo entſteht, was bei Naturvölkern, was bei Völkern von naturvoller Cultur, weil Solches überhaupt nicht ängſtlich verhüllt wurde, nicht entſtand:

es entſteht Reiz, Geſchlechtsreiz. Reſte des naiven Verhaltens finden ſich noch bei ſüdlichen, auch bei nördlicheren, aber romaniſchen Völkern; die junge Mutter in Italien und Frankreich ſtillt unbefangen ihr Kind vor Familienfreunden; das iſt, als Sitte, ein ganz ſchönes Ueberbleibſel unſchuldigerer Zeiten, ſteht aber als eine Beſonderheit außerhalb des Kreiſes der allgemeinen modernen Bildungsform, welche ſich ein für allemal bewußt iſt, daß ausnahmsweiſe Entblößungen Reiz ausüben; das Weib, das in dieſer Culturwelt lebt, aber trotzdem bloßlegt, kann wiſſen, weiß, daß auf die Verhüllunggewöhnte männliche Jugend dies Blosſtellen ſo und nicht anders wirkt; ſie iſt ja keine Statue; Marmor und Erz ſind kalt und beſagen in ihrer geſunden Kälte: du ſollſt objectiv, künſtleriſch nur auf die Form ſehen; aber dieſer weit entblößte Buſen pulſirt und ſcheint dem verlangenden Nerv entgegenzuwallen. Die Entblößung pflegt den Gelegenheiten vorbehalten zu ſein, wo Viele ſind, die ſich daran weiden. Nun und da behaupte ich: ein Weib handelt ſchamlos, das im Bewußtſein ſchwimmend umgeht: jetzt ſind die Augen Vieler gleichzeitig mit der Stimmung der Begierde auf mich geſpannt. Freilich nur Vieler; die Jungen ſitzen auf der Leimruthe auf; Männer ſind nicht geblendet, in ihnen ſchlägt der Reiz in Ekel um, weil ihr Urtheil die Reife hat, zu wiſſen, was vom öffentlichen Wecken der Begierde zu halten iſt. Es wäre eine ſchlechte Moral, welche die Begierde verdammte, ohne die doch nie ein Kind gezeugt würde; die Natur iſt ja an ſich unſchuldig, nur ringsum nothwendig eingegrenzt durch ein Syſtem von Bedingungen, die der Aufbau des ſittlichen Lebens feſtſtellen mußte, aber aus dieſer Bedingt-

heit folgt ſchlechtweg, daß die Begierde abſcheulich iſt, wenn ihr Erwecken und Erwachen wie ihre Befriedigung anders als in verſchämter Verborgenheit geſchieht. Nur Uebelwollen kann dieſen Satz mißdeuten. Heimlichkeit iſt nicht Heuchelei; es iſt nicht Heuchelei, wenn die Brautnacht nicht bei Tag auf der Straße gefeiert wird. Eine Nation verkommt, wenn die Scham ausſtirbt. Die Griechen ſind an Manchem, aber auch daran zu Grund gegangen. — Dieſe Bemerkungen führen allerdings unter Anderem geradewegs auch auf Verwerfung des Ballets. Ich nehme es auf mich, unter die Pietiſten eingetheilt zu werden, indem ich dies ausſpreche, und ich verzichte darauf, zu meiner Rechtfertigung mehr vorzubringen, als die Eine Erwähnung, daß, als ich in Jünglingsjahren das erſte Ballet ſah, in der gründlich unverdorbenen Phantaſie ein Sturm wilder Wünſche emporfuhr wie entzündetes Pulver und daß nur die feſten Grundlagen der Erziehung vor Conſequenzen bewahrten, die mindeſtens zu der frühen Blaſirtheit geführt hätten, in der jetzt ein ſo großer Theil unſerer Jugend umherlungert. In einem Theater ſitzen ja niemals nur Männer und Frauen, deren Nerv und Phantaſie durch die Befriedigung der erſte ſcharfe Stachel geſtumpft iſt; da ſind nach dem üppigen Bilde immer auch die Augen erfahrungsloſer Jugend mit lechzender Brunſt gerichtet und dieſer Thatſache gegenüber hat in der Frage über das Geziemende nicht die Aeſthetik für ſich abzuſprechen, ſondern iſt weſentlich die Pädagogik und die Sittenpolizei berufen, ein Wort dareinzureden. — Dieſe Bemerkungen gelten natürlich dem Ballet, wie es iſt, nicht wie es ſein könnte. Wer wäre ſo abgeſchmackt, rhythmiſche Maſſenbewegungen, auch anmuthigen Solo-

Tanz nicht gern zu ſehen? Aber etwas Anderes ſind Kunſtſtücke, die nicht einmal ſchön heißen können, nur den Nerv reizen, nicht den Formſinn beglücken.

Kein kleiner Theil des verpönten Artikels hat ſich mit dieſem Thema der Schamloſigkeit der jetzigen weiblichen Mode überhaupt, ein kleinerer Abſchnitt ſpeziell mit den beſonders frechen Entblößungen auf Bällen, Feſt-Soirées und dergleichen beſchäftigt. Ich ſehe darin ein anſtandwidriges Handeln und habe dieſem Handeln die Namen gegeben, die ihm gebühren. Nun bemerke man die merkwürdige Verſchiebung des Begriffs, die in den Köpfen vor ſich ging und den verworrenen Lärm hervorrief. Man geht von dem Satze aus: gewiſſe Dinge ſollen nicht genannt werden. Nun geſchieht Anſtandswidriges, tritt faktiſch auf in der Form des Thuns; es kommt Einer und nennt dies faktiſch Anſtandswidrige anſtandswidrig, und die Folgerung iſt: du haſt den Anſtand verletzt! Alſo ergäbe ſich: das Unanſtändige beſteht darin, daß man das Unanſtändige unanſtändig nennt. Eine ſchöne Logik das! Weil es für das Unanſtändige keinen anſtändigen Namen gibt, ſoll die Schuld auf den Namengeber fallen. So wird der Anſtand zum Freibrief für den Unanſtand. „Wir dürfen's treiben, wie wir wollen, Niemand darf es nennen, alſo luſtig drauf losgehaust!" — Nein! nein! auf den Handel kann ſich ein Mann nicht einlaſſen, er iſt zu krumm, iſt zu ungleich. Ihr, verehrte Mitglieder des ſchönen Geſchlechts, ſchießt uns die Spitzkugel des Unanſtands in die Augen und wir ſollen nur blind laden! Ja freilich, man hört oft genug ſagen, auch von den Frauen ſelbſt: es wird zu arg mit der Mode, es iſt Zeit, drauf zu ſchlagen!

Schlägt aber Einer zu, ſo heißt er ein Flegel. Auf das muffige Fleiſch gehört Pfeffer, man gibt es zu, aber er ſoll nicht brennen, — auf die gichtiſche Stelle Kantharidenſalbe, aber ſie darf nicht ziehen, — auf den Karbunkel Höllenſtein, aber er darf nicht freſſen. Dagegen meinen wir einfach: wenn es dahin gekommen mit dem Anſtand, daß er ein Schild, ein Lügendeckel und ein Sporn wird für den Unanſtand, ſo iſt es Zeit, den Anſtand zu bekriegen, im Krieg aber — „ſchießt man mit Fleiß auf die Leute“; unſer Pfeffer ſoll brennen, unſere Käferſalbe ziehen, unſer Höllenſtein beißen.

Hiermit erſt ſind wir nun zum Mittelpunkt unſerer Kau-Beſchäftigung mit ſchwierigen Begriffen gelangt. Alles Bisherige hieß nur: den Senf, den wir ſchwachen Magen zu beſſerer Verarbeitung des harten Biſſens bereiten wollten, vorerſt anmachen. Jetzt erſt ſoll er, kann er genoſſen werden.

Vor Allem ſind wir nun in der Lage, den Begriff des Anſtands genauer als bisher zu faſſen.

Der Anſtand ruht, wie wir geſehen, auf der Scham, der Scheue des Menſchen, ſich in die bloße Natur, aus welcher er durch ſeine Menſchenbildung ſich herausgearbeitet, wieder hinabgeſtoßen zu ſehen. „Bloße Natur“: dies durften wir gleichmäßig auf Dinge beziehen, die nicht dem geſchlechtlichen Gebiet, wie auf ſolche, die ihm angehören; Scham bedeutete uns ſowohl Scheue vor Aufdeckung ſolchen Stoffes, der dem Gefühle das widerliche Bild der Auflöſung des Organiſchen aufdrängt, wie vor Enthüllung deſſen, was an den Geſchlechtsprozeß ſo erinnert, daß der Menſch ſich mit dem Thiere zuſammengeſtellt fühlt. Allein Anſtand iſt nicht gleich Scham;

das Gefühl des Schicklichen und das Gefühl einer reinen Seele, die bei gewiſſen Dingen und Worten erröthet, beide decken ſich ſo wenig, als die Begriffe Sitte und Sittlichkeit ſich decken. Man kann anſtändig und doch eine Dreckſeele ſein. Der Anſtand iſt aus der Scham entſprungen, aber das Waſſer der Quelle hat ſich verändert, bis es zu dem See wurde, den wir Anſtand nennen; es hat eine Menge Beſtandtheile vom Grund und Boden hiſtoriſcher geſelliger Zuſtände aufgenommen, die Bedingung, ein Element für die Vielen zu werden, hat ihm entmiſchende Stoffe zugeführt. Anſtand iſt zum Geſetze der Geſellſchaft gewordene und dadurch verflachte, formell gewordene Scham. Das Band, das ihn an dieſen ſeinen Urſprung knüpft, iſt dünn geworden, es kann reißen, oder genauer: einige, viele ſeiner Fäden können reißen, während die übrigen noch halten. Aus Furcht vor dieſem Riſſe kann aber das Band auch zu ſtraff angezogen, zu dick geflochten werden; ein Beweis, daß Scham und Anſtand nicht Eines ſind, iſt aber auch dies Verfahren, dies ſtrengere Anſchnüren, denn man würde nicht ſo leicht in Angſt gerathen, das Band möchte reißen, wenn man den Anſtand an ſeinem Haltpunkt, ſeinem Anker, der Scham, ſicher befeſtigt, oder wenn man den Ankergrund in der Seele gut und haltbar wüßte. Allzu ängſtlich — das haben wir bereits gelegentlich uns geſagt — beweiſt Mangel an Sicherheitsgefühl; wahre Reinheit achtet ſich nicht für Raub und fürchtet daher nicht, ſie gehe ſich verloren, wenn einmal ein keckes Wort fällt. Der Anſtand iſt ein Etwas, das *auch* ſittlich ſein kann, nichts weiter. Er iſt Scham ins Soziale, Repräſentative überſetzt und dadurch nur ſo rein erhalten oder auch gefälſcht, — je

nachdem. Anſtand iſt ein Glanzhandſchuh, in welchem eine edle, aber auch eine gemeine Hand ſtecken kann; Anſtand iſt eine Nagelbürſte, deren Gebrauch nicht beweiſt, daß die Nägel nicht Thierklauen ſind; Anſtand iſt Manſchette, ein reines oder ſchmutziges Blut kann in der Ader des von ihr bedeckten Handgelenks ſchlagen; Anſtand iſt eine Chemiſette, dahinter kann ein zartes Herz klopfen und ebenſowohl ein rohes, Anſtand iſt ein Hemdkragen an wolfähnlichem oder menſchlich wohlgebildeten Unterkiefer; Anſtand iſt eine Seife, mit der ein freches Geſicht wie ein Seele-verkündendes gleich ſauber gewaſchen wird.

Anſtand muß ſein, das verſteht ſich und das haben wir zum Ueberfluß längſt uns geſagt. Aber ſo ſtark die Burg ſcheint, wahren Schutz ächt ſittlichen Gefühls wird kein Denkender von ihr erwarten. Dieſe Burg bürgt, wie wir nun geſehen, nicht dafür, daß nicht der Boden ſelbſt, auf dem ſie ſteht, ſchwanke und einbreche, da mitten in der Welt des als gültig behaupteten Anſtands die Frechheit emporſpringen und ſeine Baſtionen ſprengen kann, während ſie gleichzeitig lügt, ſie ſeien gerettet, geſichert; hierfür haben wir das ſchlagende Beiſpiel vor Augen in der Verſchiebung der Begriffe, die vorhin aufgezeigt iſt: Widerſpruch zwiſchen Thundürfen und Nichtnennendürfen, freche Kleidertracht und Frecherklärung desjenigen, der ſie frech nennt. Dieſe Burg wird, haben wir ebenfalls geſehen, zeitweiſe mit ſo dicken Mauern verſehen, daß die Menſchen in ihr ſich nicht regen können; wir nannten es ein zu ſtarkes Anziehen des Bandes, der Bildertauſch wird erlaubt ſein. Dies Uebertreiben beweiſt nur Mangel an Sicherheitsgefühl, dieſe Aengſtlichkeit heißt Prüderie.

Wir bedürfen nur noch einer kurzen klärenden Be-

trachtung, um ganz heraus in's Licht zu kommen. Sie ist nöthig, um uns nicht logisch zu verwirren. Wo wir hinauswollen, erkennt sich bereits von selbst. Gesagt ist, daß Frechheit im Thun, geschützt vom Anstandsbegriffe, nothwendig herausfordert, diesen vor den Kopf zu stoßen. Diese Ausfälle werden den Charakter des Ernstes tragen. Ebenso wird nun aber die Prüderie eine Ausforderung enthalten, sie zu erschrecken; die Ausfälle gegen diese steife Person werden, dies bedarf keiner Begründung, vom Humor diktirt sein. Jetzt wird man sich erinnern, wie ich schon zum Anfang unserer Untersuchung zwei Töne unterschied: derb im komischen Sinn und derb im Sinne des Ausbruchs ernster Empörung, wie uns dann Schillers Aufsatz: „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen" u. s. w. auf die These Lessings geführt hat: das Häßliche kann verwendet werden als Hebel des Lächerlichen oder des Furchtbaren, — wobei nicht zu vergessen, was über Modifikation des letzteren Begriffes und über Mischungen der beiden früher bemerkt ist. Es erhellt also: wir werden ein Recht des Cynismus in Anspruch nehmen, wo komische oder wo ernste Wirkung ihn nicht entrathen kann. Die logische Klärung ist aber, ehe wir näher eintreten, darum nöthig, weil soeben von Prüderie die Rede war und weil es nun scheinen könnte, wir steuern darauf los, vor Allem ein Recht der Derbheit im Kampfe gegen diese zu befürworten, während doch der in Frage stehende Artikel durchaus nicht direkt gegen Prüderie gerichtet war. Unsere Zeit ist nicht prüde; wo eine Damenmode herrscht, wie die jetzige, kann von ausnehmender Aengstlichkeit im Hüten des Anstands nicht die Rede sein. Sind also jene Auslassungen über die Grenzen des An-

ſtands teilweiſe in der Richtung des Komiſchen hinweggeſprungen, ſo konnte die Prüderie nicht ihr Object ſein. Das Object der humoriſtiſchen Püffe war vielmehr die Unform, die Geſchmackloſigkeit, die querköpfige Phantaſie in einem Theil unſerer Mode. Nun aber hat der Erfolg gezeigt, daß unſere Zeit, obwohl gewiß nicht prüde, dennoch Ausfälle von einem gewiſſen Grade der Derbheit ſo wenig vertragen kann, wenn ſie humoriſtiſch gegen das Geſchmackwidrige, als wenn ſie in ernſtem Abſcheu gegen das Freche ſich wenden. Alſo nichts weniger als prüde, und doch prüde? Roh ausſchweifend im Formgefühl, frech in der Praxis und doch verkehrt ſchamhaft gegen einen geſund cyniſchen Angriff auf Unform und Frechheit! Es folgt, daß, wer Krieg führt gegen das Erſte, immer auch Krieg führt gegen das Zweite. Das nächſte Object iſt häßliche und freche Form, dahinter ſteht als vermeintlich berechtigter Hüter ein falſch geſteigerter Anſtandsbegriff; ich treffe ihn alſo mit, wenn ich auf die von ihm gehütete Mißform ſchlage. Ja es geht von dieſem Hintergrunde, dem indirekten Gegner, nothwendig ein Reiz aus, der die Gewalt des Ausfalls ſteigern muß; es iſt die falſche Empfindlichkeit, die ſtillſchweigend herausfordert, in einem Kampfe, der direkt gegen einen andern Feind, nämlich eben den Ungeſchmack (und die Schamloſigkeit) geführt wird, recht tüchtig loszuſchlagen, eben um ſie recht zu ärgern. Unſere Zeit ſpricht: ich will in Kleidformen abgeſchmackt, verrückt umgehen und du ſollſt es mit den Namen, die es verdient, nicht ſagen dürfen; ich will frech umgehen und du ſollſt auch dies Kind nicht bei ſeinem Namen nennen dürfen. Die Antwort auf ein ſolches Verbot, worin anders kann ſie beſtehen, als daß

dort wie hier so stark als möglich gesalzen wird? So ergibt sich denn, daß wir im Folgenden nicht zu unterscheiden brauchen, ob stark gesalzener Humor direkt gegen Prüderie geht oder direkt gegen Ungeschmack und Mißform, aber indirekt gestachelt durch den dahinter aufgepflanzten Anstandsbegriff, der, wo er pedantisch oder heuchlerisch hüten will, immer auch Prüderie heißen kann. Benamsen wir in Kürze diesen Knäuel mit dem Wort: Unnatur!

Also: humoristisch derbe Aufdeckung der Natur mit der Absicht, die Unnatur komisch zu bestrafen, dieß ist das Erste, wovon wir reden und was wir unter Cynismus verstehen. Daß Cynismus nicht ein Schmutzigsein, nicht einfach ein Leben im Schmutze, sondern einen Act des Aufdeckens bedeutet, ist längst gesagt und bedarf kaum noch ein paar erläuternde Sätze. Wer seine Stube zu wenig säubert, seine Haare zu wenig kämmt, mit ungewaschenen Händen, mit ungereinigten Nägeln ausgeht, den nennen wir nicht Cyniker. Es ist auch nicht cynisch, wenn in Italien, in Spanien die Frau ihrem Kind oder sogar Mann unter der Hausthüre vor Aller Augen laust: es gehört eigentlich gar nicht hierher, denn es ist ja ein Reinigen; freilich aber wird dabei das Behaftetsein der theuren Häupter mit dem ekelhaften Insekt und das Berühren desselben öffentlich gezeigt; dennoch ist es nicht cynisch, denn es ist schlechthin kein accentuirendes Aufdecken, sondern eben ein Stück Sitte: ländlich sittlich. Murillo hat es gemalt und nicht dieser allein. Unter Cynismus versteht alle Welt eine Art, mit dem Schmutzigen umzugehen, es mit Bewußtsein so zu tractiren, daß ein gewisser Accent darauf fällt. Hierbei ist allerdings nicht

ausgeſchloſſen, daß man dieſer Art, zu tractiren, eine Neigung, Hang, Liebe zum puren Stoff anſpürt, ein Wühlen anſieht. Und in dieſer nächſtliegenden Art von Cynismus ſind ſogleich wieder verſchiedene Formen auseinanderzuhalten: eine unſchuldige und eine ſchuldige. Unſchuldige Wühler im Schmutze ſind die Kinder. Es ſcheint eine dunkle Rückneigung des Menſchen zu ſeinem Urſprung aus dem Erdenkloß dahinter zu ſtecken; der Menſch ſtammt doch ſchließlich aus dem Unorganiſchen, aus dem Urſtoff des Planeten, wie ſolcher nun als Reſiduum der organiſchen Bildungen, die aus ihm hervorgegangen ſind, als Maſſe, als Koth, Schlamm uns gegenüberſteht; es iſt myſtiſch antediluvianiſcher Zug. Allerdings ein winzig kleiner Theil von etwas mehr, nämlich von Oppoſition ſteckt doch auch ſchon in der Liebe der Kinder, dieſer fürchterlichen Naturaliſten, zum Moraſte, ſonſt könnte man ſie ja nicht Cynismus nennen. Die Bemühungen der Erziehung, ſie zur Reinlichkeit und Scham heranzubringen, geben ihnen zu fühlen, daß ſie in ein längſt ausgebildetes Syſtem künſtlicher Mittel des Verhüllens hineingeboren ſind, ſie mögen entfernt ahnen, daß dieſes Syſtem in ſeiner Steigerung zur Unnatur führen kann, und verſpüren daher einen Reiz, dagegen zu revolutioniren. Daneben prickelt Neugierde. Das Kind merkt, daß man ihm viel verbirgt, verſchweigt; es grübelt, es ſtört um und auf. Männer von ſtrengem und zartem, aber auch freimüthigem Sinn leugnen nicht, daß ſie in Knabenjahren ſich beeilt haben, im erſten Lexikon, das ſie zur Hand bekamen, unanſtändige Wörter, Bezeichnungen für turpia und pudenda nachzuſchlagen. — Von dem minimum gewollter Oppoſition machen wir freilich einen Sprung,

wenn wir zur nicht unſchuldigen Form der Vorliebe zum Schmutz übergehen, wenn wir neben die Kinder jene gemeinen Naturen in der Welt der Erwachſenen hinſtellen, die handelnd oder redend mit voller Liebe im Schmutz umzurühren gewohnt ſind — recht aus Haß gegen die edlere Menſchenbildung, recht aus herzlicher Gemeinheit. Dieß ſind die eigentlichen Cyniker, ihnen gebührt der Name in ſpezieller Geltung. Wir wollen bei dieſer übelriechenden Menſchengattung weiter nicht verweilen, als daß wir noch ein Wort von ihrer Hauptliebhaberei, der Zote, ſagen. Etwas näher muß die Sache beſehen werden, als bei der früheren Erwähnung, wo ſie nur gelegentlich bei der Unterſcheidung zwiſchen Obſcönismus und Cynismus zur Sprache kam.

Wir haben uns längſt geſagt, daß an ſich über die Untrennbarkeit der idealen Stimmung der Liebe von ihrer ſinnlichen Baſis durchaus nichts zu lachen iſt, daß aber durch Zufall oder Witz der Schein aufſpringen kann, als ſtünden beide Seiten im Widerſpruch, woraus die komiſche Ungereimtheit erwächst, daß Widerſprechendes untrennbar vereinigt erſcheint. Zu dieſem Umſtand iſt gelacht worden, ſo lange es Menſchen gibt: wirkliche Menſchen, Weſen, die ſich aus der Natur herausgerungen haben und doch in der Natur wurzeln. Hiergegen rigoros ſein, beſtreiten, daß das Geſchlechtsleben dem Lachen unendlichen Stoff bietet, iſt geiſtlos, iſt abſurd. Das reinſte Weib wird ſich entſinnen, über beſagten Naturtribut gar oft gelächelt, auch ſelber geſcherzt zu haben. Das Nibelungenlied wird Niemand für ein Werk verdorbenen Sinnes halten; doch heißt es, wie Giſelhers Verlobung in Bechlarn gefeiert wird: „gämelicher“ (— das Wort war noch nicht ſo un-

edel wie jetzt —) „Sprüche, der wart da niht verdeit“ (verſchwiegen, unterdrückt). Nun aber, wo fängt die Gemeinheit an? Es iſt ſchwer, faſt unmöglich, die Grenze in beſtimmten Begriff zu faſſen; ſoviel etwa kann man im Allgemeinen beſtimmen — es iſt wenig, doch gibt es einigen Anhalt: das Gemeine tritt ein, wo der Witz nicht den Stoff verflüchtigt. Wer da meint, ſchon das ſei witzig, irgend etwas gegebenes, eine Situation, einen Satz, ein Wort (z. B. durch Wortſpiel) auf das Geſchlechtliche zu beziehen, der iſt gemeiner Zotenreißer. Der Witz muß ein ſo ſtarkes Plus aufweiſen, daß dagegen der Stoff als ein Etwas erſcheint, womit frei geſpielt wird, wogegen die gemeine Zote eine Seele verräth, die ſich mit Vorliebe in den Stoff, d. h. in die Abhängigkeit des Menſchen vom Naturtrieb verſenkt. Man fühlt dann durch, daß der platte Witzbold die wirklich vorhandene Komik der Sache im Grunde gar nicht kennt, da er einfach darin den großen Spaß findet, daß er im Menſchen das Thier entdeckt zu haben glaubt und es intereſſant findet, immer auf's Neue dieſe Entdeckung glänzen zu laſſen. Denn iſt die Liebe *nur* thieriſch, ſo gibt es auf jeden Fall gar nichts zu lachen; nur daß ſie doppelſeitig iſt, ideal und real zugleich, eine Roſe im Erdengrund, nur dieß iſt komiſch, gibt in gewiſſer momentaner Beleuchtung zu lachen; finden, daß der Menſch eigentlich Thier ſei, iſt nicht komiſch. Natürlich aber gefällt ſich nun der Zotenreißer breit und warm in dem rohen Materialismus, der ſeinem übelriechenden Witze zu Grunde liegt, und treibt ihn gewohnheitsmäßig. Entfernt kein Geiſt wie Mephiſtopheles thut er es dem Schandgeſellen gründlich gleich, wo dieſer nur kalt und frech den Fauſt

vor ſich ſelbſt erniedrigt, „zu Nichts mit einem Wort-hauch des Erdgeiſts hohe Gaben wandelt“ und mit der „unanſtändigen Gebärde“ unnennbar plaſtiſch andeutet, daß auch hinter dem ſinnvollen Myſticismus ſeiner ein-ſamen Naturbetrachtungen in Wald und Höhle doch im Grunde nichts ſtecke, als ein verirrter Geſchlechtstrieb. Die Gewohnheit nun ſetzt Brüder im Geiſt voraus, Kreiſe, worin man ſich verſtändnißinnig zunickt, wenn man ſich im Koth beiſammenfindet. Solche Kreiſe waren, im ſechzehnten Jahrhundert vorzüglich, ganze Völker, und ob-wohl in gar mancher Beziehung dieſe Zeit eben aus der Naivetät herauswuchs, können wir doch mit einigem Recht ſagen, die Leute haben damals noch dem Kinde geglichen, das im Schmutze wühlt, und es komme demnach in der Beurtheilung ihnen noch etwas von dieſem Standpunkt zu gute. Dennoch war es ekelhaft und bei einem Shake-ſpeare muß man ſich immer auf's Neue beſinnen, wie er, der die Uebel ſeiner Zeit ſonſt ſo ſcharf ſieht, der in ernſtem Zuſammenhang die große ethiſche Strenge gegen die Wolluſt zeigt, ſo unfrei mit ſeiner Zeit in die Vor-ſtellung verſinken konnte, das Geſchlechtliche ſei ein ko-miſches Motiv auch ohne oder mit einer erbärmlich win-zigen Zuthat von Witz.

Schließen wir alſo dies witzarme Aufdecken gleich vornweg von demjenigen Verfahren aus, das wir als be-rechtigt nachzuweiſen im Begriffe ſind; das iſt ja, wie geſagt, nicht komiſch, und wir ſtehen doch beim Komiſchen; wird unter Cynismus ſchlechthin ſolches Wühlen ver-ſtanden, ſo haben wir nichts mit ihm zu thun, ſondern überlaſſen ihn dem Pöbel (aller Stände); geſteht man aber dem Wort eine freiere, weitere Bedeutung zu, ſo

ſagen wir: es gibt einen Cynismus, der berechtigt iſt, weil er dem Komiſchen dient; denn wer einem Herrn dient, der ein großes Recht zum Daſein hat, deſſen Daſein und Thun iſt doch auch berechtigt. Erinnern wir uns nun und halten feſt, daß man bei Cynismus durchaus nicht blos an das Geſchlechtliche zu denken hat, ſondern an ein Aufdecken der groben Natur aller und jeder Art, ſo ſtehen wir wieder in unſerem eigentlichen Zuſammenhang und ſchreiten zum Hauptſatze!

Wer unbedingt das Cyniſche verbietet, der verbietet das Komiſche, denn dieſes kann des Cyniſchen nicht entbehren. Das Komiſche wird wahrhaftig nicht immer, nicht nothwendig cyniſch ſein, aber es muß die Hände ganz frei haben, ſich des Cyniſchen zu bedienen, wann es ihm dient. Denn das Komiſche ruht auf dem Kontraſt, die Freiheit im Kontraſt-Erzeugen iſt aber dahin, wenn es verboten ſein ſoll, mit einem ſtarken Ruck aufzuzeigen, daß dasſelbe Weſen, der Menſch, deſſen Haupt in der Geiſterwelt ſteht, mit breiter Baſis in der Natur ſteckt, mit langen Wurzeln in die Mutter Erde geſenkt iſt, oder wenn es verboten ſein ſoll, denſelben Kontraſt, wenn der Zufall ihn aufdeckt, zu bemerken und zu belachen. Statt Kontraſt müſſen wir eigentlich ſetzen und haben bereits geſetzt: Widerſpruch. Das Komiſche iſt der ertappte Menſch. Wäre der Menſch nur ein andermal ein Weiſer, ein andermal ein Thor, jetzt ein freies Kunſtweſen, jetzt ein thierverwandter Sohn der Natur, in dieſer Stunde ein hochfühlender Geiſt, in der nächſten nach Speiſe und Trank lechzend und den Folgen dieſer Genüſſe unterworfen, da wäre nichts zu lachen. Das Zwerchfell ſchüttelt ſich nur, wenn wir reimen ſollen, was ſich nicht reimen

läßt, außer im ruhigen, nüchternen Denken, zu dem uns aber die Plötzlichkeit des Schlags, die bei allem Komischen vorausgesetzt ist, keine Zeit läßt. Genau ebendasselbe Wesen und in ebendemselben Momente muß als dumm und gescheut, stark und schwach, hoch und niedrig dastehen, der Eine dieser zwei Endpunkte muß durch den andern durchscheinen. Nun ist aber sonnenklar, daß eine Grenzlinie dafür, wie weit oder wie wenig weit der Zufall oder der Witz in's Niedrige greifen dürfe, um es dem Hohen, dem Geistigen, in Einem und demselben Wesen entgegenzuschleudern, unmöglich gezogen werden kann. Ein edler, hochgestimmter Mensch, der von einer Eitelkeit, Naschhaftigkeit, einem sinnlichen Gelüsten irgendwelcher beziehungsweise milder, unschuldiger Art unbewußt beschlichen wird und dieß naiv zum Vorschein bringt: dieß kann genügen zu einem vollkommen komischen Kontraste. Wird er sich des Widerspruchs selbst bewußt und belacht ihn, wird also aus dem Ertappten und Ertappenden Ein Mann: um so besser. Der heilige Augustin bekennt, als er Christ geworden, aber so schnell aus dem Genußleben seines lustigen Heidenthums sich noch nicht losringen konnte, habe er oft seufzend zu Gott gebetet, er möchte ihn aus dem Pfuhl der Lüste erretten, doch manchmal hinzugefügt: aber nur nicht gar zu schnell! Dieß ist vollendet komisch ohne irgendwelche Nennung des Häßlichen. — Ein Pfarrer, der versichert, er pflege aus Gesundheitsgründen zu predigen, bis er schwitze, sagt immer noch nichts Unanständiges, — Schweiß: das passirt noch. Aber es kann im Komischen so glatt eben gar nicht immer ablaufen; wer es verwehren wollte, zu lachen, wenn von einem Dichter erzählt wird, er mache öfters Verse auf

dem Nachtſtuhl, der wäre doch wohl abgeſchmackt, wiewohl unzweifelhaft ein Nachtſtuhl nichts Appetittliches, die Vorſtellung gründlich cyniſch iſt. Nun denke man an Naturen, die eine Neigung zum Komiſchen, Laune, Witz, Humor haben, und man begreift, daß ſie keine matten, halben Kontraſte lieben, daß ſie daher gern ſtark ſalzen. Nie wird es gelingen, ſie darin zahm zu machen. Es iſt höchſt geiſtlos, den Häring gelten zu laſſen, mit dem Zuſatz: wenn er nur nicht ſo ſalzig wäre. Oben iſt geſagt, Cynismus ſei „zunächſt" ein Wühlen im Schmutz mit Vorliebe. Dieſer Begriff hat ſich uns nun weſentlich vertieft, veredelt. Aus der Vorliebe und ihrem Thun iſt eine freie Liebe zu einem Spiel geworden, das Sinn und Tiefe hat und äſthetiſch genannt werden muß, obwohl es in den Schmutz greift. Man ſtelle ſich aber auch ganz idealiſtiſch geſtimmte Menſchen vor, die als ſolche für Störungen hoher Gefühle, Phantaſieen, Gedanken ſo äußerſt empfindlich ſind, man verſetze ſich in ihren Grimm gegen dieſe Störungen, man vergegenwärtige ſich diejenigen unter ihnen, die zugleich die humoriſtiſche Ader haben, ſo muß doch einleuchten, daß ſie doppelt gern ſtark ſalzen, daß ſie alſo ihren Zorn auf das Niedrige, das ſo quer uns kreuzt, durch die ſtärkſten Bezeichnungen auszuſtoßen lieben: ſo wird man doch erkennen, wie ſchwach es wäre, zu erbeben, ſich zu entrüſten, wenn ſie ſo ſtark in's Zeug gehen. Es iſt ja *eben* Idealismus, es geſchieht ja *aus* Idealismus; es *ſoll* ja darauf getrumpft werden, daß die reinſten geiſtigen Stimmungen von der Beſchäftigung mit dem Schmutze unterbrochen werden, welche umbarmherzig die Natur uns auflegt. Befreien wollen ſie ſich von Erdenlaſt, indem ſie das Schimpfens-

werthe verſchimpfen, mit Ekelnamen brandmarken, negirt wird das Niedrige, indem der Geiſt es verdonnert. Doch dies gehört nur ſo weit hierher, als ſie noch halbärgerlich zu dem Elend lachen, vom Cynismus in lauterem Ernſte iſt hier noch nicht die Rede. Man darf außerdem nicht vergeſſen, daß nicht nur ſolch erzürnter, halb pathologiſcher Idealismus, ſondern auch der freie Humor, aller Humor gern, ja nothwendig übertreibt, daß er die Hyperbel nicht entbehren kann. Falſtaff weiß wohl, daß Bardolphs Naſe nicht Laterne am Admiralſchiff, nicht das hölliſche Feuer, nicht der reiche Mann in Purpurkleidung, nicht ein flammendes Cherubſchwert, nicht ein ignis fatuus, ein unauslöſchliches Freudenfeuer, nicht lodernde, leuchtende Fackel iſt; Joh. Chriſtoph Friedr. Haug weiß wohl, daß Herrn Wahls Naſe nicht ſo groß iſt, wie er ſie macht, daß ſie nicht zwei Stunden lang zum Königsthor hereinkommt und arretirt werden ſoll, weil ſie ſich nicht ausweiſen kann, nicht ſo groß, daß man von Vermeſſung abſtehen muß, weil die Geometer Diäten fordern. Der Humor idealiſirt in ſeiner Weiſe, nämlich umgekehrt, er vergöttlicht das äußerſt Kleine, das über ſein Maß wächst und das Wohlverhältniß ſtört, als wollte es Rache üben an dem Zwang, den es um der lieben Ordnung willen erfahren muß, als wollte es abwehren, daß die Welt vor lauter Regel fad und langweilig werde. So kann es ihm denn auch nicht einfallen, die Natur ſauber zu waſchen, wo ſie in die ängſtlichen Kreiſe des Anſtandes einbricht oder wo er ſie für ſeine Zwecke einbrechen läßt; grob, je gröber je lieber muß er ſie auftreten laſſen, denn wo bliebe ſonſt der geforderte komiſche Kontraſt?

Wir müssen nun den rein komischen Cynismus erst etwas näher betrachten. Das vorhin angeführte Beispiel von gereizten Idealisten ist aus der Welt einer Bildung gegriffen, deren geschärftes Bewußtsein höchst empfindlich ist gegen die Launen, womit die Natur, an die wir gekoppelt sind, den Geist und seine Schwingungen durchkreuzt; jetzt ist der freie, lustige Humor im Auge zu behalten und ist darin sogleich eine Unterscheidung einzuführen, die mit der obigen nicht verwechselt werden darf, welche einen harmlosen Kinder-Cynismus und einen häßlichen, nicht harmlosen Zoten-Cynismus einander entgegenstellte; nur eine Parallele, wenigstens zwischen dem ersten Gliede des einen und andern Paares läßt sich bemerken, wenn wir jetzt einen naiven Cynismus ganzer Perioden und Schichten der Gesellschaft von einem bewußteren, zugespitzteren, durch bestimmte oppositionelle Wendungen in der Culturgeschichte bedingten fest unterscheiden.

Verweilen wir zunächst bei der ersteren Form. Ganz ohne Oppositions-Absicht ist allerdings auch sie nicht. Der Cynismus mit komischem Absehen hat, wie wir gefunden, hinter seinem nächsten Ziel immer auch die falsche Bildung, die übertriebene Scham, die zu ängstliche Verhüllung des Natürlichen im Auge; er führt immer Krieg mit diesem Feinde, mag derselbe auch nur im Hintergrunde stehen. In der That ist dieß der Fall schon in den Zeiten und Sphären, wo der in Rede stehende naive Cynismus zu Hause ist. Man kann fast sagen, er kämpfe doch auch gegen eine stete Möglichkeit des Uebergangs der richtigen Anstandsbegriffe in falsche, in Zimpferlichkeit und Prüderie. Er ist wirklich verwandt mit der Liebe der Kinder, im

Schmutz zu wühlen und das Geschlechtliche herauszukriegen, wovon wir gesprochen und gesehen haben, daß ein Minimum von Opposition gegen das Künstliche in der Bildung dahinter steckt. Die Bildung ist immer künstlich, mag sie auch so neu sein, daß von zu großer Künstlichkeit noch nicht eine Spur sich zeigt; sobald der Mensch aus der Thierheit heraus ist, ergreift er ein System von Mitteln, seine Naturseite zuzudecken, das Kunst zu nennen ist, obwohl eine sehr gute, die ihm nur zur Ehre gereicht; aber die schwachen Keime künftiger Künstlichkeit liegen doch bereits in dieser noch jungen Kruste verborgen. Das wittern denn alte Kinder, wie jederzeit die jungen, nehmen die Hand voll Lehm und werfen darauf los. In der That herrscht in den Zeiten, von denen jetzt die Rede ist, nichts weniger, als Prüderie — nämlich noch keine, wie in unsrer modernen Zeit keine mehr herrscht (wenn man nicht das Verkriechen der Frechheit unter den Anstandsbegriff so nennen will). Unsere Anstandsgesetze sind von viel neuerem Datum, als die Meisten glauben. Keine kleinere Geschichtsperiode, als geradezu das ganze Alterthum, Mittelalter, noch das sechzehnte, siebzehnte und ein nicht leicht zu begrenzender Theil des achtzehnten Jahrhunderts ist unter unserem Gesichtspunkt als Zeitraum der Naivetät zu bezeichnen. Ist nun alle Welt naiv, so scheint ein Gegner, der wegen zu viel Scham cynisch zu verlachen wäre, gar nicht vorhanden; aber unsichtbar, im genannten Sinne, ist er doch vorhanden. Die Cynismen des Aristophanes sind faustdick, ich erinnere nur an die Schluß-Scene des ersten Akts der Weibervolksversammlung, an die Witze, welche den Aufflug des Trygäus im „Frieden" begleiten, und an die gewissen

Sichtbarkeiten in der Lysistrata. Man kann allerdings mit einigem Rechte sagen, es sei die Feierlichkeit des hohen Styls in der Tragödie gewesen, wogegen die alte Komödie sich diese Genugthuung nahm: eine Rache des Lächerlichen am Erhabenen. Wie es in den Satyrstücken, dann auch in der neueren Komödie der Griechen, wie es in den italischen Atellanen herging, kann auch der Unkundige aus Vasenbildern ersehen. — Das Christenthum, sollte man meinen, werde eine neue Aera strengerer Verhüllungen und Verschweigungen geschaffen haben. Lag es doch in seinem Prinzip, daß es mit dem Messer der Negation zwischen Geist und Leib hindurchschnitt; daraus scheint ja zu folgen, daß das Gefühl der Scham mit einer den Naturreligionen unbekannten Stärke in den Gemüthern aufgestiegen sei. Allein ganz andere, spätem Wachsthum vorbehaltene Bildungs-Elemente mußten erst hinzutreten, um den im spirituellen Dualismus dieser Religion schlummernden Keim zu entwickeln. Auch die romantische Zeit mit all ihrer Ueberschwenglichkeit im Frauen-Cultus war noch unendlich ungenirt und die Scherzbücher des Mittelalters bereiten mit herzlicher Unflätherei den Eulenspiegel vor. Dem sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Reformation fiel es nicht ein, daß aus dem neuen ethischen Leben, das mit der Abschüttlung langer Unmündigkeit aufging, auch strengere Decenzbegriffe zu folgern seien. Im Gegentheil, da nun auch das Volk aufwachte, geht ein Grobianismus los, wie er noch nie dagewesen. Man weiß, wie Luther redet und schreibt, man weiß, was für Dinge er in offenem Sendschreiben dem König Heinrich VIII. von England sagt, der den Theologen gemacht und über die Lehre vom Abendmahl

gegen den Reformator geschrieben hatte: es ist so, daß einem ordentlichen Schüler heutiger Anstandsbegriffe die Haare wie Spieße sich aufrichten müßten, wenn ich es hersetzte. Und an der Reinheit und Zartheit von Luthers Gemüth kann doch Niemand zweifeln! — Ich will statt zahlloser Belege nur den herrlichen Mann und närrischen Humoristen Fischart noch anführen. Der hatte nun freilich in seinem Rabelais, als er dessen Gargantua und Pantagruel frei übersetzte, eben kein Muster von Decenz vor sich, allein Deutsche und Franzosen, wie auch Engländer waren darin Eines Sinnes, Niemand wußte es anders, als daß es ein ungeheurer Spaß sei, wenn man vom Natürlichen mit derber Faust das Feigenblatt wegreiße. Das Kapitel: „wie sich Grandgoschier verheirat" in Fischarts „Affenteuerlich Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung" ist bekanntlich zu gutem Theil eigenes, freies Werk des Rabelais-Uebersetzers und ist ein rührend schönes Zeugniß von seiner hochsittlichen Schätzung des Werthes der Ehe, aber dies herzliche, rein und warm gefühlte Lob aller Güter, welche das eheliche Band in sich schließt: welche colossalen Unfläthereien und Obscönitäten sind dazwischen eingeklext, oder besser umgekehrt: aus welchen Klexen fingersdick aufgetragner Kothfarbe hebt sich der gemüthvolle Himmel dieses rührenden Bildes! — Der Volkshumor schuf sich damals bekanntlich seinen typischen Träger im Narren, im Hanswurst. Der war nun durchaus ein Cyniker erster Sorte, und Gottsched, als er zwei Jahrhunderte später dem so groben und schmutzigen, als heiteren Burschen den feierlichen Prozeß machte, hat dazu bessere Gründe gehabt, als es einem heutigen Freunde des Humors scheinen mag, der den Untergang dieser per-

ſonifizirten Komik, dieſes ſtehenden komiſchen Chorus beklagt. Es führt dies freilich abermals auch auf die Zote zurück, denn der Hanswurſt war ſo ſtark in dieſem Punkte, wie in den turpia. Das iſt ſehr ſchlimm; allein ſeine Zoten waren grob, und dies iſt doch nicht ganz ſo ſchlimm; als wenn ſie fein geweſen wären. Wir wollen hier einen Nebenſprung auf das moderne Theater machen. Die Offenbachiſchen Singſtücke ſind in ihren guten Theilen hanswurſtiſch und dies iſt ganz nett und luſtig. Es ſoll immer auch eine Kinder-Komik geben, fröhlichen, dummen Spaß für alte und junge Kinder. Nun aber ziehen ſich dazwiſchen Anzüglichkeiten, Lüſternheiten, freche Reize, frivole Anſpielungen mit Spitzen des Hohnes auf jeden Glauben an Keuſchheit und Treue, die einem Boden gründlicher Verdorbenheit entwachſen ſind. Das iſt Gift und doppeltes Gift, weil der Schierling da gepflanzt iſt, wo man ihn nicht vermuthet: in einem Kindergarten mit Schaukel, Carouſſel und Rutſchbahn für harmloſe Luſt! Gierig hat man dieſe Miſchung von luſtiger Narrheit und Arſenik beſonders in Wien aufgenommen, wo der Gaumen ſchon gründlich dafür zugerichtet war. Ich habe, da ich Wien zu verſchiedenen Zeiten beſuchte, die Stadien vom geſunden, hellen, köſtlichen Raimund-Humor bis zur Schmutzlache ſtufenweis verfolgen können. Der Pegel war Neſtroy, dem ich einſt ſo luſtige Theater-Abende dankte, wie jenem Zaubermeiſter der ächten Komik, den ich dann endlich auf einer Stufe der Gemeinheit angekommen ſah, daß man ihn mit einem Fußtritt von der Bühne hätte ſtoßen ſollen. Er konnte mit einem bloßen gequetſcht naſalen „Ah“ im Zuſammenhang eines Geſprächs, wo von weiblicher Unſchuld die Rede war, ein

ganzes Jauche-Faß von Schmutz entladen, war aber gleich ſtark in der Kunſt, das feinere Eitergift des artikulirten deutlich zweideutigen Wortwitzes in jedes Ohr und in jede Seele zu ſpritzen. Damals ſagte Hebbel von ihm: wenn der an einer Roſe nur gerochen hat, ſo ſtinkt ſie. Die Zuhörer waren hochbeglückt. Wie es dann weiter gekommen, weiß man. Es iſt eine eigene Naſe, die Naſe eines großen Theils des Wienerpublikums — was nicht ſtinkt, mag ſie nicht. Glücklicher Weiſe iſt die Minderheit in einer Stadt wie Wien ſo zahlreich, daß auch die anſtändigen Theater ſich füllen. — Das Treibrad in dieſen Steigerungen iſt die Hetze. Immer mehr! Immer Neues, immer ſtärkeren Pfeffer! iſt die Loſung und ſo wird das gelüſtige, naſchhafte, ungeduldige Kind zum verdorbenen Lecker von Teufelsdreck. Es iſt übrigens nicht blos die bald gröbere, bald feinere Zweideutigkeit, nicht blos ein Unfug der Schaubühne, um was es ſich handelt. Unſere Zeit hat ein Geſchlecht von Schreibern erzeugt — es blüht vorzüglich auf dem Helikon des Journalweſens, ſoweit ihn nicht die Sonne der Ehre beſcheint, und lagert ſich gern im Feuilleton —: dieſes Geſchlecht weiß viel, hat ſogar Schopenhauer geleſen, iſt hölliſch modern, gründlich blaſirt, hegt und treibt aber Ein tiefes Myſterium: die große, nagelneue Geheimlehre, daß das ganze Leben ſich einzig um den Geſchlechtstrieb (neben dem Gelde) drehe. Das gleicht dem ägyptiſchen Tempel, der mit Sphinx-Alleen, Prachtthoren, Säulenhallen geheimnisvoll die Erwartung hinzog, bis endlich im kleinen Heiligthum das Rätſel ſich löſte: Stier Apis. Die Virtuoſen unter dieſen Myſtagogen treiben es nicht plump, ſie wiſſen mit feinen Operationen nur die ganze Luft ſo zu ſpannen, zu laden,

zu ſtimmen, daß es iſt, als wimmelte ſie von halbſichtbaren Phallen, — und ſo ſind ſich dieſe Edlen ihrer Wirkung und — ihres Honorars gewiß. — Gegen ſolches ſublimirtes Gift gehalten war denn die Zote des vierſchrötigen Bauernſpaßes in jenen Jahrhunderten immer noch unſchuldig, eben weil ſie grob war. Sie wollte nicht reizen, ſie meinte einfach dumm, dies Wühlen ſei luſtig. Dennoch iſt ſie der ekelhaftere Theil des alten, naiven Cynismus, man kann heute noch weit eher über ihn lachen, wo er nicht im Geſchlechtlichen, ſondern in anderweitigem Koth umplätſchert.

Im ſiebzehnten Jahrhundert warf ſich der Volksroman gegen den falſchen Idealismus des ſchäferlich höfiſch ſentimental galanten Kunſtromans einer Scüdery, eines Zeſen, Buchholz, Herzogs Anton von Braunſchweig, riß der geſchminkten Beſchönigung ihr Schönpfläſterchen herunter und ſtieß ihr die grobe Lebenswahrheit unter die Naſe. Nicht mit weicher Hand konnte Chriſtoph von Grimmelshauſen in ſeinem Simpliciſſimus dieſen Stoß führen, und man wird ſich von der Wahrheit unſeres Satzes über das Recht des Cynismus recht ſchlagend überzeugen, wenn man nur einige Blätter in der „Clelia“, oder in „Roſenmohnd“, oder im „Aſſenat, d. i. derſelben und des Joſephs heilige Stahts- Liebes- und Lebensgeſchichte“, oder „Des chriſtlichen teutſchen Großfürſten Herkules und der böhmiſchen königlichen Fräulein Valiſka Wundergeſchichte“, oder der „durchlauchtigſten Syrerin Aramena“ leſen und dann einige Gänge mit dem „ſeltzamen Vaganten“ Simpliciſſimus durch die unerbittlich grobe Schule des Lebens machen will. Wie es dann erſt in der eigentlichen Satyre herging, kann man ſich denken. Sie wandte ſich beſonders ſtark gegen die damals von Frankreich herübergekommenen Moden. Ich habe eine

Stelle aus Moſcheroſchs „Wunderliche und wahrhaftige Geſichte“ in den Krit. Gängen (N. F. B. 1, H. 3, Seite 118) mit griechiſchen Lettern abgedruckt; eine andere, etwas weniger ſtarke, mag deutſch hier ſtehen, wie ſie denn auch ſo lautet, daß man ſagen kann, dies iſt deutſch geſprochen. Es iſt von dem Seite 29 erwähnten Speck die Rede, einem dicken, bis zu fünfundzwanzig Pfund ſchweren Wulſte, den damals die weibliche Mode um die Hüften legte, um ſie ſchön voll erſcheinen zu laſſen und das Kleid, den Reifrock, deſto weiter vom Leib abzuheben; es war ein Stück, dem man, wie heutiges Tages dem Chignon, nachſagte, daß es ſich leicht zur Herberge für Bewohner der entomologiſchen Klaſſe fortbilde: „das müſſen ja feiſte Säue ſein und ein ehrlich Mann nicht unbillig ſich ſcheuen, einen ſolchen ſchmutzigen, garſtigen Lausſack anzugreifen.“ Doch beide Stellen gehören eigentlich nicht hieher, denn ſie ſind im ernſten Zorn geſprochen und wir ſind noch am Komiſchen. Zu ſagen iſt noch, daß Moſcheroſch ein ſehr gebildeter Mann war, in bedeutenden Aemtern ſtand und mit Fürſten verkehrte.

Wer kennt nicht die köſtliche Eliſabeth Charlotte? Und ſie war eine geborene Pfalzgräfin, Gemahlin eines Herzogs, Bruders des Königs Ludwig XIV., an deſſen Hofe doch ebendas ſich ausgebildet hat, was von da an als wohlanſtändiger Ton und Takt die Sitte Europa's nach und nach in Zucht und Schule nahm! Es iſt die ſittliche Geſundheit, die ſich in der grundverdorbenen Anſtandswelt rein bewahrt hat, was dieſer Frau den Freibrief für ihre große Derbheit in die Hand legte. Freilich war jene Anſtandswelt noch lange nicht die unſrige. Sie maskirte mehr Unſittliches, als Natürliches (naturalia).

Der neue Decenzſchliff brauchte eben noch lange Zeit, bis er die Welt eroberte und wurde, was er jetzt iſt; er mußte ſich an manchen Schleiffſteinen noch zuſchärfen, mit ſpäten Nachwirkungen des Puritanismus in England, mit ſpäten Conſequenzen und Früchten der Reformation in Deutſchland ſich verſetzen, deren größte die Kant'ſche Philoſophie war; etwas von der Straffheit ihrer ſittlichen Begriffe iſt in die allgemeine Luft der proteſtantiſchen deutſchen Bildung übergegangen und hat mitgewirkt, dem Anſtandsbegriff eine vorher unbekannte Strenge zu geben. Endlich aber mußte das Gegentheil kommen, nemlich die allermodernſte Frivolität, um ihn bis auf die Spitze jetziger Aengſtlichkeit zu ſteigern.

Ganz aber hat er die Welt nicht erobert und wird ſie nicht erobern; ſo lang es eine Natur, eine Wahrheit und einen Witz gibt, werden ſie ſich's nicht nehmen laſſen, dann und wann ein Loch in den lakirten Zaun des Anſtands zu ſtoßen, hervorzugucken und zu lachen. Ein armſeliger Philiſter, wer dann erſchrickt und ſich empört! Es gibt freilich Jedem zuerſt einen Stoß, aber einem freien Gemüth keinen ſolchen, der mit Schauer, ſondern der mit Schütteln des Zwerchfells endigt. „Rotz" iſt ein mit Recht verpöntes Wort, aber das „Rotznäschen" im Kinderkreis von Werthers Lotte iſt ja doch wohl ſo fürchterlich nicht, daß die Welt des Anſtands darüber einfiele. Jemand durchlas die hinterlaſſenen Briefe einer ſinnigen, tugendreichen Frau aus der Sphäre, worin der alte, gut bürgerliche Volkston noch nicht erſtorben iſt: in einem Brief an ihren Mann, geſchrieben aus der Hauptſtadt, wohin ſie mit einer Schwägerin (Rike) gereiſt war, die das Fahren nicht vertragen konnte, fand ſich die Nach-

ſchrift: „Die Rike hat auch wieder gekotzt.“ Hätte er ſo ganz abſurd ſein ſollen, nicht zu lachen?

Die Stelle aus Goethe mahnt, es ſei Zeit, zur zweiten der oben unterſchiedenen Formen des komiſchen, des lachenden Cynismus, nemlich zu der culturgeſchichtlich motivirten polemiſchen, oppoſitionellen überzugehen. Es gibt Wendungen in der Geſchichte der Literatur, Kunſt und Sitte, wo ſich lebendige Geiſter ausdrücklich bewußt werden, daß die Bildung überhaupt, daß die Begriffe des Schicklichen und Erlaubten in der Welt des Schönen bei der Unnatur angekommen ſind. Jetzt erhebt ſich mit jugendlicher Derbheit der Muthwille und führt gegen den Schnürleib ſeine Streiche, um die eingezwängte Natur zu rächen und wieder in ihr Recht einzuſetzen. In Frankreich war es ſo gekommen, war insbeſondere das Anſtandsgeſetz auf der Bühne ſo höfiſch verfärbt worden, daß Voltaire es empörend findet, wenn im Hamlet die Schildwache ſagt: keine Maus hat ſich gerührt. Shakeſpeare galt als ein Dichter für „betrunkene Wilde“, als ein „Düngerhaufen“. In Deutſchland hatte Gottſched, „der große Lederne,“ die Poeſie nach dieſem Reglement des höfiſchen Wohlanſtands einexerzirt. Die jungen Geiſter, Goethe voran, liefen Sturm gegen die künſtliche Mauer. Sie griffen nun mit Wiſſen und Willen in den Volkston und ſeine Cynismen. Ruht, wie wir geſehen, aller Cynismus irgendwie in Oppoſition gegen ein Zuviel von Scham, gegen das Künſtliche im Anſtand, ſo war denn hier die Abſicht eine zugeſpitztere, geſchärftere, es war nicht halblatent chroniſche, ſondern offen acute Auflehnung der Natur gegen die Ueberzahmheit einer Dichtung und Vorſtellungsweiſe überhaupt, die keine

freie Bewegung mehr wagte aus Furcht, ihre saubere, feingeglöckelte Halskrause und glatte Manchetten in Unordnung zu bringen. Die „Wohlanständigkeit", das dritte Wort seit Gottsched, vielmehr schon seit den Neukirch, Kanitz, Besser, war ja eine ganz richtige Losung gegen die Schamlosigkeiten eines Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenstein, aber es war eine Begriffs-Verwechslung vor sich gegangen: sie sollte eine Grenzbestimmung sein, und sie war so wichtig geworden, als wäre sie ein Prinzip. Die Vorschrift des Anstands ist eine Negation, sie verbietet das Rohe, aber sie ist, versteht sich, keine Position, die etwas schaffen kann; wo sie durchaus im Vordergrund steht, muß die einzig schaffende Gewalt in aller Kunst, die Phantasie, endlich in Verruf kommen, und wenn im Bilde des Lebens, wie es der Dichter uns vor Augen führt, die Leidenschaft zwar nicht Alles, doch aber ein Haupthebel sein soll, so begreift sich, daß diese aus der Stube voll höflicher Schüler, in die sich der Parnaß verwandelt hatte, ihren Abschied nahm. Man war allerdings so unlogisch nicht, die Anständigkeit geradezu mit dem Wesen der Poesie zu verwechseln; Verständigkeit: so lautete der Tagesbefehl, freilich: mit Aufputz; verständige Wahrheiten säuberlich und anständig aufgeschmückt — genau, wie es der Philister heute noch will, — dies war das Ideal nach seinem Vollbestand, wie es in Gottscheds Kopf zur Verfestigung gelangte; aber der ganze Gefrierungsprozeß war doch vom absolut gültigen Anstandsbegriff ausgegangen. Dieser Hauptmann nun war es eigentlich, dem der junge Goethe als Götz von Berlichingen die bekannte, noch von Niemand befolgte Einladung aus dem Fenster der Burg Jaxthausen zurief.

Der Eine Cynismus ist so rund und ganz, daß er hier füglich für die vielen figuriren kann, womit der junge Stürmer im heiteren Kampfesmuthe nun um sich warf, und die Mitstürmenden, die Lenz, Klinger und Andere, thaten es getreulich ihm nach. Nur das Epigramm, Xenion, Bildchen, oder wie man es nennen mag: „Nikolai auf Werthers Grab," darf nicht unangeführt bleiben. Es ist in seinem groben Cynismus so voll gesunder, ernster Wahrheit, daß wir es fast für unsere spätere Betrachtung zurückstellen sollten, die sich mit dem Cynismus im Dienste des Ernstes beschäftigen wird; der Dichter gibt ein cynisches Bild, aber eigentlich wird der Cynismus auf den Philister hinübergeworfen, gegen den er gerichtet ist. Man weiß, daß Nikolai eine Fortsetzung von Werthers Leiden geschrieben hatte, die dem Genieweſen und seinem schönseligen Gefühls-Cultus, seinem erfahrungslos weltverachtenden Hochmuth einige gute Lehren gab, zugleich aber doch auch die innere Rohheit des philisterhaften Denkens über tragisches Seelenleiden so ganz zu Tage brachte, daß einige Züge in der Führung der Fabel wahrhaft gemein und häßlich zu nennen sind. Werther schießt sich, wie man aus Wahrheit und Dichtung weiß, nur ein Auge aus, da Albert, seine Absicht errathend, die Pistole mit Hühnerblut geladen hat; hierauf tritt er dem Freund seine Lotte ab und dieser muß nun die strenge Wirklichkeit des Lebens unter Anderem in der Weise erfahren, daß das ihrer Ehe entsprossene Kind von einer syphilitischen Amme angesteckt wird. Goethe verfuhr dagegen noch mild und anständig, als er in dem Epigramm bildlich sagte: der Philister meint, wenn nur Jedermann so gesund verdaute wie er, so gäbe es keine Schwermuth,

keinen Selbſtmord; — ein für alle Zeit muſterhaftes ſatyriſches Motiv gegen die Zufriedenheitspredigt ordinärer Köpfe. Man muß bei ſolchen Dichter-Cynismen auch an die groben Schläge erinnern, welche die bildende Kunſt im Kampfe für die Naturwahrheit zu führen beliebt: der Claſſicismus, wie er ſchulmäßig in den Niederlanden herrſchte, als Rembrandt auftrat, war in gewiſſem Sinn zu äſthetiſch, den Nachahmern der Antike und Raphaels war unter der Schönheit der Form die Naturwahrheit, das Feuer des Lebensgefühls ausgegangen; Bilder wie Rembrandts piſſender Ganymed ſind weſentlich als Proteſt gegen die Beſchönigung des Lebens in dieſen Schulen zu faſſen; ſichtbar hat beim letzteren der derbe Künſtler gedacht: wartet, ich will euch einmal ſagen, wie es hergeht, wenn ein Adler einen Hirtenbuben durch die Lüfte führt. Der junge Goethe hat es mit einem andern Gegner zu thun, greift aber in einem doch ähnlichen Kampfe mitunter nach ähnlichen Mitteln, und ſo werden es in Kunſt und Literatur lebendige Menſchen treiben, ſo lange die Welt ſteht.

Uebrigens iſt Goethe durch das ganze Leben, bis in's Greiſenalter, jung genug geblieben, um cyniſche Anwandlungen in der frohen Laune des Humors nicht zu unterdrücken. Der Krieg gegen Nikolai und ſeinesgleichen hatte ausgetobt, als Goethe den Walpurgisnachtstraum ſchrieb, Nikolai konnte da ungeſchoren bleiben; dennoch wer möchte die Figur des Proktophantasmiſten entbehren, und welch' eine puritaniſche Gouvernantin-Seele müßte es ſein, die ſich nicht an dem Vers entzücken würde:

Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art, wie er ſich ſoulagirt,

Und wenn Blutigel ſich an ſeinem Steiß ergötzen,
Iſt er von Geiſtern und von Geiſt curirt!

Steiß! Eines der Wörter, die man nicht, ſchlechterdings nie nennen ſoll! Wie ſchrecklich!

Auch nachdem der große Dichter längſt in den vornehm claſſiſchen Styl eingefahren war, hat ſich die gute Natur immer wieder in heiter-grobem Cynismus Luft gemacht, ſobald er ſeine Toga bei Seite legte. Luſtig knattert es in gar manchem der Sinnſprüche, Aus- und Einfälle, die unter allerhand Namen: Zahme Xenien u. dergl., in den geſammelten Werken aufgereiht ſind. Da iſt ja z. B. der kurze Dialog: „Sage doch: von deinen Gegnern warum willſt du gar nichts wiſſen?“ — heißt die Frage; die Antwort wird unter dem bekannten Gedankenſtriche auch ein Blinder leſen können. Zum Schauder für zarte Gemüther muß geſagt werden, daß unſer Einer, daß Mannsleute, die unter Aeſthetik etwas Anderes verſtehen, als ein Backfiſch oder eine prüde Miß, ſo etwas mit Ueberzeugung ſchön nennen. Der zweite Theil Fauſt iſt in ſeinen ernſten Partien das Product eines matten, manirirten, allegoriſirenden Claſſicismus, und doch auch hier kehrt in den komiſchen die wahre Goethe-Natur zum guten Ende wieder und läßt z. B. in der Schluß-Scene die Dick- und Dürrteufel „ärſchlings“ zur Hölle ſtürzen.

Dies muntere Fortfahren Goethe's in ſeinem Jugend-Cynismus iſt uns übrigens ein Beleg für unſern obigen Satz, daß man nicht blos an gewiſſe Zeiten, an beſtimmt gegebene kriegeriſche Poſitionen zu denken hat, wenn man ſich vom Rechte kühner Anſtandsverletzung Rechenſchaft zu geben ſucht. Wir haben einen naiven und einen ſchärfer bewußten, weil oppoſitionellen Cynismus unterſchieden,

aber auch bereits gesagt, der naive sterbe niemals aus, auch nachdem seine Zeit, die Zeit vor Ausbildung des modernen Anstandsbegriffs, vorüber sei. Er regt sich jederzeit und braucht nicht eben acut historischen Anlaß. Es ist wahr, daß er stets einen Gegner meint, wenn er ausfällt, aber der Gegner ist doch immer da, sichtbarer oder unsichtbarer, greiflicher oder nur wie ein Geist schwebend in der umgebenden Luft.

Ein Gegenfüßler bestimmter Art ist es nun allerdings, den Jean Paul bekämpft, es ist er selbst als der überfliegende sentimentale Poet, es ist der Gipfel der gefühlsschmachtenden Stimmung der Zeit, der in ihm selbst sich darstellt und gegen den er selbst mit kühnem Prall anrennt. Man weiß, wie er es liebt, vom idealen zum realen Pol umzuspringen und umgekehrt. Er rächt die Wahrheit des Lebens an seinem Grab- und himmelsehnsüchtigen Idealismus und findet nicht Ruhe, weder hier noch dort. Die Rache ist bald fein, bald grob, häufiger das letztere. Jean Paul ist ein sehr starker Cyniker. Unerbittlich stößt er den Leser, wenn er ihn so eben in den dritten Himmel getragen, auf den benannten und aufgedeckten Grobstoff der Natur. Er hat sich stark in Anatomie und Medizin umgesehen, vom Cynismus eines medizinischen Freundes lustig gelernt und schenkt uns nicht die Vorstellung: Blasenstein, Zwölffingerdarm, Erbrechen, Koliknoth; er wählt, wo es ihm dient, frischweg das gröbste Wort: Sau, Dreck, Verrecken — und fragt nicht nach dem Schrecken der fühlenden Leserin, ja er will ihn. Ich bestreite nicht, daß er darin etwan auch einmal des Guten zu viel gethan hat, aber dem unfreien Kopf und Sinn, der nicht aus dem Humor das Recht des Cynis-

mus abzuleiten verſteht, wäre mit dem kleinen Abzug, der ſich aus der Einräumung ergäbe, blutwenig gedient und geholfen. Jean Paul iſt und bleibt der Hauptzeuge in unſerem Prozeſſe für die nothwendigen Grenzen des Anſtands. Denn Niemand kann am Adel ſeiner Geſinnung, an der Zartheit ſeines Fühlens zweifeln, das doch nicht immer krankhaft ſentimental iſt, nein, das auch von ächtem Feuer jeder geſunden und wahren Hochſtimmung der Seele glüht; wer irgend dieſe Reinheit mit- und nachzufühlen vermag, der kann ſo ganz gehirnarm nicht ſein, daß er unfähig wäre, ſich zu denken, der Mann müſſe doch ſeinen Grund gehabt haben, warum er ſo gröblich dazwiſchenfuhr, und dann den Grund auch zu finden: nemlich im Kontraſt, im Bedürfniß des Dichters, ihn zu ſchärfen, zu ſteigern, zu ſpannen. Dabei iſt mit Nachdruck hervorzuheben, wie ſchön der deutſche Dichter von den engliſchen Humoriſten, die ſeine Muſter waren, gerade namentlich von Sterne ſich unterſcheidet. Er iſt keuſch; ſchamhaft meidet er jede komiſche Wirkung, die er durch halb lüftendes pikantes Hinzeigen auf das Geſchlechtliche erzielen könnte. Er verwendet das Lüſterne nur objectiv, wo er es nemlich bedarf, um eine Verführungsſcene und ihre Gefahr für ſeine Jünglinge zu ſchildern, und den ſtärkeren Obſcönismus nur da, wo das Bild ausgemergelter Wüſtlinge oder falſcher Schamhaftigkeit derben Pinſelſtrich fordert, wenn nicht Alles ſtumpf, matt, ſeicht, ſalzlos verlaufen ſoll.

Noch ein paar Worte von Tieck! Wie man ihn nehmen mag, unbezweifelt iſt er ein feiner Mann und dieſer feine Mann hat z. B. in ſeinem dramatiſchen Märchenſcherz: „Leben und Thaten des kleinen Thomas,

genannt Däumchen", ſich ein paar Späſſe dicker Art erlaubt; wer noch lachen kann und gern möchte, der leſe dort im erſten Akt, Sz. 2, die Beſchwerde des Dichters Semmelziege über ſeine Gattin Ida, und im dritten, Sz. 5, die Beſchwerde der Gattin über den Gatten; der Obſcönismus unſchuldiger Art in der erſten, der Cynismus in der zweiten wird doch wohl in keinem vernünftigen Leſer den Schluß hervorrufen, es ſei zu befürchten geweſen, daß, wer ſo etwas ſchreiben konnte, ſich gar in einem Salon nicht ſtubenrein aufführen werde.

Genug jetzt über den Cynismus der humoriſtiſchen Gattung! Ehe wir uns zur andern Form, zum ernſten nemlich wenden, bleibt nur das fiat applicatio auf das corpus delicti, meinem Mode-Aufſatz, übrig.

Wie ſchwer und wie zahlreich ſind denn meine Sünden in dieſer Region? „Popo", „Podexbuſch", „Hintern" (von der Redaktion mit einem Gedankenſtrich zur geraden Linie entwölbt) — dazu einmal ein „Pfui Teufel"; — muß man ein Goethe oder ein J. Paul ſein, um dieſes Entſetzliche wagen zu dürfen? Der Wind rollt uns den Cylinder fort, „wohin er mag, am liebſten in den Dreck." Man verſuche gefälligſt nur, an dieſen Stellen hübſch manierliche Abſchwächungen im Ausdruck vorzunehmen, und man wird finden, wie fad, wie dünn Alles ſich macht. Zum Beiſpiel das glänzend blankſchwarze Stück Ofenrohr, der Cylinderhut, fordert doch einen Kontraſt; ſollte ich anſtändig ſagen: Erde? Nein, das richtige Gefühl im feineren Leſer wird „Dreck" erwarten. — Das iſt die Summe meiner Unthaten, und ich dächte, ſie hätten leichte Mühe, unter dem Schutzdache, das unſere Betrachtung aufgebaut hat, getroſt ſich zu

bergen. — Es ſtehen da noch mancherlei andere Sachen, die nicht eigentlich cyniſch, ſondern burſchikos zu nennen ſind. Dies iſt das richtige Wort für den Ton, der hindurchgeht. Gans, Genſerich, Schaafherde, Affe, Eſel, Kameel, Rhinozeros, Kerle, Ungeheuer, Trottel, Fex, Simpel, Daggel — dies iſt ſtudentiſch geſchimpft und ich getraue mir, dieſe Art Spaß zu verantworten. Man ſchreibt über einen Gegenſtand, welcher der Rede werth und unwerth iſt; werth, weil er kulturhiſtoriſch ſymptomatiſche Bedeutung hat, unwerth, weil man vor Verdruß über all die Mißform, all den Ungeſchmack, die Kinderei, die Hetze des Nachäffens und Weitertreibens, den Abgrund von Hirn- und Charakterloſigkeit, die da begegnen, hundertmal die Feder wegwerfen möchte. Man ſtößt auf ſchwere Fragen, wie die über Freiheit und zwingendes, kulturgeſchichtliches Geſetz, man hat Mühe, und doch hängt am Beſſeren, Vernünftigeren ſo viel Firlefanz, daß man ſich auf Schritt und Tritt fragt, ob denn der ganze Rummel die Arbeit des Denkens auch verdiene: nun, ich meine, es ſei nur natürlich, daß unter dieſem Kreuzfeuer widerſprechender Stimmungen der alte Student aufwacht und ſich des etwas hemdärmelichen Vocabulariums erinnert, das einſt unter luſtigen Brüdern beim Weinglas üblich geweſen. Und mit dem Studenten der Geiſt Fiſcharts, Grimmelshauſens, Moſcheroſchs, der Geiſt ihres närriſchen Wörterſpieles, der ſo luſtig in den Schatz der Dialekte griff und den noch nicht vertrockneten Teig der Sprache mit ſo kecken Fingern knetete, drehte und kräuſelte. Doch habe ich es ſehr mäßig getrieben, kaum etwas Neues gewagt, nur Wörter hervorgezogen, die bei uns, in Schwaben, auch ſonſt in Süddeutſchland noch leben,

und denen ich ernstlich zur Einführung in die gültige Sprache verhelfen möchte. Da ist zum Beispiel das Wort Cretin, dem deutschen Organe nicht mundgerecht und dunkeln Ursprungs; wir haben ja eigene Ausdrücke für verschiedene Grade der in Rede stehenden Erscheinung. Daggel bedeutet bei uns einen Blödsinnigen schwächeren Grads, einen Menschen von irrer Auffassung und unsichern Bewegungen (mit takeln verwandt, das in Abtakeln = Abrüsten, Abschaffen erhalten ist oder, durch Lautverschiebung aus Dattern = Zittern entstanden); im Scherze wird dann das Wort auf Menschen angewandt, die im Wesentlichen normal organisirt, nur von etwas blöden Sinnen, zerstreut und ungeschickt sind. In Bayern und Oestreich kennt Jedermann das Wort Fex für Cretin (scheint mit Faxen, nugae, verwandt, vergl. J. Grimm Wörterb. 3, 1225; vielleicht sammt diesem Wort auf faseln zurückzuführen?). Trottel pflegt den stärksten Grad zu bezeichnen (von trotteln: sich langsam, nachschiebend, mit schlaffem Knie bewegen, oder aus Trute, Drude = Drudenkind, von der Drude untergeschobenes Kind? Man hielt die Blödsinnigen für solche Wechselbälge). Wo ich die Mode mit einem unruhigen Kind vergleiche, steht unter andern, allbekannten Zeitwörtern: gambeln, notteln, bohrzen. Gambeln, schwäbisch, heißt: sitzend die Füße schaukeln (von gamba oder mit diesem urverwandt?); notteln kennt man außer Schwaben noch in Bayern, es bedeutet fortgesetzte, unmüßige, kurze Bewegungen, insbesondere solche, wobei etwa an einem Tisch, Stuhl gerüttelt wird; Schmeller (Bayr. Wörterbuch) erwähnt ein altes hnutten = vibrare; hängt es mit Noth zusammen? vergl. im Nibelungenlied: der verge fuor genote (drang-

voll im Kampf mit dem angeſchwollenen Strom; jene Bewegungen gleichen denen eines Kindes, dem es Noth thut). Bohrzen iſt Bohren mit dem intensivum z, wie krächzen von krähen, und bedeutet ein nachdrückendes Reckeln z. B. auf einem Sopha, wodurch ein Kind etwa dem daneben Sitzenden unbequem wird. — Ich habe kein Wort aus den Regionen gebraucht, wo nach Schnaps riechende verdorbene Dialekte herrſchen, Alles ſtammt aus geſundem Volksmund. Bekannt iſt doch wohl: Gugelfuhr (Narrenaufzug, von Gugel = Mütze, Narrenkappe) und Gouch (Kukuk, Narr).

Und nun zum Cynismus *ernſten* Schlages! — Uebergänge, Miſchungen, Derbheiten halb ärgerlichen Scherzes ſind gelegentlich aufgeführt. —

Der Anſtand, haben wir geſehen, iſt conventionell gewordene in dieſem Uebergang ihr wahres Weſen nicht bewahrende Scham; dieſe Wandlung kann im Verlaufe ſogar dahin führen, daß er im Thun das Schamloſeſte erlaubt und nur verbietet, es zu nennen. Da braucht man nun den Cynismus, um dem Heuchler, dem Lügner Anſtand die Larve abzureißen. Man *will erſchrecken*, man *will* das in Schlaf gelullte wahre Gefühl mit einem Stoß aus ſeinem Schlummer rütteln. Es iſt ein Wollen, nicht ein Nurſothun, als wäre man böſe; der Gegenſtand iſt doch wohl danach angethan, daß man ernſtlich böſe werden kann. Es wäre eine flache, dürftige Frage: ob denn ſo ein Ding wie eine Mode auch des Abſcheus, des Zornes, der Empörung, kurz der Leidenſchaft werth ſei. Warum ſoll ſie es denn nicht ſein, wenn ſie dem unverfälſchten Schamgefühl mit der Fauſt in's Geſicht ſchlägt? Soll denn das ein richtig beſtelltes Blut ſein, das nicht

aufkocht, wenn man unter dem Schutze des unächten Anſtandsbegriffs ungeſtraft die Frechheit in Straßen und Sälen umgehen ſieht, wenn man noch überdies in der Sitte ſo ſchamloſer Aufzeigung und in der allgemeinen Zumuthung, anſtändig dazu zu ſchweigen, ein Bild der Vergiftung ſehen muß, die zur ſelben Zeit weiter und weiter ſchleichend in die Säfte der Nation ſich eingefreſſen hat? Flach und dürftig wäre es, einen ſo natürlichen Ingrimm bei einem Manne, der offene Augen hat, mit einem leidenden Zuſtand, einem blinden, pathologiſchen Verhalten zu verwechſeln. Der Mann hat ſeinen Zorn dazu, ihn zu entfeſſeln, wo es am Ort, an der Zeit iſt; er *will* ſeinen Zorn, und er *will* ihn loslaſſen, weil die faule Welt nicht bewegt wird, wenn ſie nicht Püffe bekommt. Sie erwartet von einer literariſchen Beſprechung eines Gegenſtands aus dem Formgebiet, insbeſondere aus dem Gebiete gegenwärtig herrſchender Kulturformen, eine Reihe angenehmer Witzchen; daß der Gegenſtand ſich weſentlich und eingreifend mit ethiſch ſozialen Maßſtäben berühre, daran denkt ſie nicht; kommt nun Einer und macht Ernſt und ſchlägt darauf, ſo ſtutzt, erſtaunt, erſchrickt ſie, weil es doch gar ſo anders lautet, als ſie erwartet hatte. Läßt ſich nicht läugnen, daß er die Wahrheit ſpricht, ſo findet ſie die kluge Formel: an ſich, dem *Inhalt* nach hat er Recht, aber die *Form*! die *Form*! — Inhalt? Was iſt denn Inhalt, den ich vorbringe, wenn er nicht *mein* Inhalt iſt? Inhalt, der in mir lebendig iſt und danach die Form beſtimmt? Man darf den Unterſchied zwiſchen einem Journalartikel, der ſich mit der Mode des Tages befaßt, und zwiſchen einer hiſtoriſchen Arbeit nicht überſehen. Wer als Hiſtoriker Ver-

gangenes behandelt, der ſoll und kann die Ruhe der Objectivität bewahren; wer Gegenwärtiges muſtert und eine Welt von Verkehrtheit darin findet, der hat keine Pflicht, ruhig zu bleiben und ſubjective Färbung ſeines Urtheils ſich zu verbieten. Der Artikel ſelbſt ſagt ſchon im Eingang, daß man der Täuſchung, als könnte man einwirken, dem Uebel ſteuern, ſich unmöglich ganz entziehen kann, ſo ſehr man ſie auch als Täuſchung erkennt. Es iſt kein Ruhm, einem gegenwärtigen Uebel gegenüber kalt zu bleiben; man lacht, man ſpottet, und wo das Lachen ausgeht, wo das Uebel zu laut ſchreit, da beſchreit man es, da ſchilt man aus Herzensgrund. Wie iſt es denn da mit der Form? Ich habe Recht, wenn ich moraliſchen Ekel ausdrücke, aber ich ſoll ihn nicht ausdrücken? Wodurch drückt man denn Ekel aus, als durch Ekelworte? wodurch Verachtung, als durch Schandworte? Hat denn die Sprache dieſe Worte umſonſt? Meint ihr, ſie ſeien nur geſchaffen, damit ſie der Pöbel austheile? Wenn dieſer ſie *mißbraucht*, ſoll darum, wer ſie gerecht *gebrauchen* will, ſie nicht gebrauchen dürfen?

Eigentlich thut ihr nur ſo; ihr wißt im Grund recht wohl, daß ihr ſelbſt ein andermal nichts wider den rechtzeitigen Cynismus habt, dann nemlich, wenn ihr nicht in der Schußlinie ſteht; nur euch, nur eure Frau, Tochter und Baſe ſoll er nicht treffen, nur weit weg, in fernem Raum und Zeit — da mag er's treiben wie er will.

Wir wollen hier verfahren wie oben beim komiſchen Humor: mit einigen Beiſpielen belegen, dann die Application auf den Sündenbock, den Mode-Artikel, folgen laſſen.

Die Briefe der Eliſabeth Charlotte ſind oben an-

geführt; ſchade wäre es doch, wenn wir nicht auch ein paar Beiſpiele daraus entnähmen. Beim Tode der Maintenon ſchreibt die treffliche Frau: „In dießem morgen erfahre ich, daß die alte Maintenon verreckt iſt, geſtern zwiſchen 4 und 5 abendt. Es were ein groß glück geweßen, wenn es vor etliche und 30 Jahren geſchehen were.“ Hiebei fällt mir eine Bemerkung ein, die ich einmal über eines der Epigramme aus Baden-Baden zu hören bekam. Dort heißt es von einer der flotten, reizenden Pariſer-Cocotten, welche damals die noch blühende Spielhölle umſchwebten:

Blähe dich auf wie ein Pfau und locke mit Augen und Farben,
Dennoch bleibt es dabei, daß im Spital du krepirſt.

Ein gebildeter Herr ſagt mir darüber: das Epigramm gefalle ihm wegen ſeines moraliſchen Gewichts, nur ſchade, daß der Ausdruck „krepirſt“ zu ſtark ſei. — In einem andern Briefe beſpricht die Herzogin die ſchlechte Bankzettel-Operation des Finanzminiſters Law: „das Siſteme hat mir allzeit mißfahlen und mißfalt mir noch. Ich kann nichts drin begreifen und deucht mir, daß man eher ſagen könnte mitt allen den papiren, daß Laws, met Verlöff (Verlaub), arſchwiſchige ſachen ahngefangen hat.“ Ein andermal ſpricht ſie über Miniſter Sorcy und Kardinal Dubois, Erzbiſchof von Cambray, den Verdacht aus, daß ſie ihr Briefe öffnen und unterſchlagen, da braucht ſie dieſelbe Metapher: „Gott weiß, wo die zwei Schreiben hingekommen ſind, ob ſie einen altminiſteriſchen oder ertzbiſchöfflichen Hindern gewiſcht haben; wenn daß were, wollte ich, daß unßere Briefe beißen könnten.“ Das iſt nun freilich in vertrauten Briefen, und wir haben,

als vom Wo? die Rede war, dieſen Fall zu unterſcheiden nicht verſäumt, allein wenn eine Prinzeſſin ſo ſchreibt, ſo wird ſie auch ſonſt — nur nicht auf dem Parket — eben kein Blatt vor den Mund genommen haben.

Es iſt bekannt, daß General Cambronne bei Waterloo nicht geſagt hat: la garde vieille meurt, elle ne se rend pas, ſondern — etwas Anderes. Victor Hugo in den Misérables hat es verſtanden, daß hier der Cynismus ſchöner iſt, als das hohe Epiphonem, das man dem Graubart fälſchlich in den Mund gelegt, nur leider begeht der Poet den Widerſpruch, das einfach Derbe mit der Geſchwollenheit zu rühmen, die er einmal nicht laſſen kann.

Oben, im Komiſchen, bei: „ſaumäßig“ fiel mir ein Dictum ein, das jedoch richtiger hier, beim Ernſt, obwohl es auch zum Halbernſten, halb Humoriſtiſchen gezogen werden könnte, ſeine Stelle findet. Als das neue Dogma von der paſſiven unbefleckten Empfängniß Mariä kam, traf ein Bekannter von mir einen katholiſchen Geiſtlichen in Geſellſchaft, nahm ihn in eine Fenſtervertiefung und bat ihn unter Entſchuldigung ſeiner Kühnheit um ſeine Anſicht. Der Gefragte war ein Herr von der guten alten toleranten Schule, ein höchſt geachteter Stadtpfarrer in einer ſchweizeriſchen Stadt; der Frager war doch etwas in Sorge, ob er nicht eine Indiskretion begehe; aber friſch von der Leber weg kam die Antwort: das iſt eben a reachte Sauerei. Gleich wenig ethiſches Gefühl wie Geſchmack würde doch gewiß an den Tag legen, wer dies feiner geſagt wünſchte; die Derbheit iſt ja juſt das Gute daran und zeigt kerngeſund, wie der brave Mann die ekelhaft wühlende Pfaffenphantaſie in jener Art von

Unterſuchungen erkannte, welche ſolchen Aufſtellungen zu Grunde liegt. Mögen manche Leſer immerhin errathen, wer er war; lange ſchon deckt ihn die Erde; die Erwähnung kann ſeinem Namen im Tod keine Schande machen.

Es wird paſſend ſein, in dieſem Zuſammenhang etwas vom Schimpfen zu ſagen. Die neuere Bildung hat es als Unſitte ausgeſtoßen, mit gutem Grunde ſchon darum, weil der Geſchimpfte wiederſchimpfen wird und darin dem Schimpfer vielleicht überlegen iſt. Dennoch — ſeien wir ehrlich! Wer unter uns hat Nerv und Blut, ein ſchlagendes Herz, der nicht ſchon ein und das andre Mal mühſam den ſehnlichen Wunſch hinabgedrückt hätte, dieſem oder jenem Schurken, Schleicher, dieſer oder jener Schmutz-Seele in ſeinem Frack einmal alle Ehrentitel an den Kopf zu werfen, die ſie verdienen, und ſie womöglich zugleich recht gründlich durchzuwammſen? Graf Kent im König Lear mochte ſeufzend auch oft ſchon ſo gedacht haben; nun folgt er in Bedientenkleidung ſeinem Herrn, dem König, ſtößt in der bekannten Scene auf den geſchniegelten, gleisneriſchen, ſchuftigen Zwiſchenträger Gonerils, Haushofmeiſter Oswald, der als Wohldiener ſeiner Herrin den König frech beleidigt und eben jetzt den Brief von ihr überbracht hat, worin Regan gerathen wird, den Vater nicht beſſer zu behandeln, als ſie, die ältere, gethan; jetzt darf er den Vortheil ſeiner Maske genießen, ſein Dienerrock erlaubt ihm den Volkston, geladen mit Grimm kann er ſeinem Herzen einmal Luft machen, er kann und darf es ſich gönnen, und ſo überſchüttet er den Halunken mit einem Waſſerfall, einem Gewitterregen, einem wahren Hagelwetter von Schimpfwörtern, läßt ihm, da er wohl weiß, daß wenn A ſchimpft, B wiederſchimpfen

kann, keine Sekunde Zeit dazu und verhindert dies noch gründlicher durch die Ladung von Schwerthieben mit flacher Klinge, womit er das Ehrentitelsturzbad begleitet. Ich habe einmal aussprechen hören, da Kent viel zu vornehm sei, um zu schimpfen, so müsse der Schauspieler diese Schimpfreden halb mechanisch herunterjagen in einem Ton, der ausdrücke, daß der Graf nur so thue, um in der Bedientenrolle zu bleiben. Ich wunderte mich; wohl noch Niemand hat es so genommen; mir ist es bei dieser Entladung immer wohl geworden, wie wenn nach langer Schwüle ein gesundes Donnerwetter die Luft reinigt, dem Dichter selbst, — sehr unbeschadet der poetischen Objectivität, — mußte die Herzerleichterung gegen so manches Lumpenpack, das er um sich und über sich sah, so wohlthun wie dem Grafen, dem er sie in den Mund legt; und mit dieser labenden Entlastung sollte es ihm nicht ernst sein? Nun lese man aber das Folgende. „Worüber bist du grimmig?" fragt Herzog Cornwall, der mit Gloster, Edmund, Regan zu dieser Scene gekommen ist. Graf Kent erwidert:

Daß solch ein Lump, wie der, ein Schwert soll tragen,
Der keine Ehre trägt. Solch lächelndes
Geschmeiß nagt oft wie Ratten heil'ge Bande,
Unlösbar fest geschlungne, auseinander;
Kocht Laune auf im Busen des Gebieters,
Sie schmeicheln ihr, sie tragen Öl ins Feuer,
Schnee in erkaltetes Gefühl, bejahen,
Verneinen, dreh'n wie Vögel ihre Hälse
Nach jedem Luftzugwechsel ihrer Obern,
Verstehn wie Hunde nichts als nachzulaufen
— Die Pest auf deine epilept'sche Fratze!

Man blicke, nachdem man dieſe Kraftworte der Verachtung geleſen, nun noch einmal zurück auf den Schimpfplatzregen und frage ſein Gefühl, ob ſich nicht eine Beleuchtung hochſittlichen Sinnes darüber ausbreitet!

Erlabt ſich hier ein vornehmer Mann, ſonſt an feinen Ton gewöhnt, einmal durch einen Kraftguß im Volkston, ſo gehört dagegen das allgemeine wilde, fluchende Schimpfen fürſtlicher Perſonen in Richard III. direkt zur Charakteriſtik, zum ſächlichen Bilde. Bauchige Spinne, Baſilisk, giftgeſchwollner Molch, Mißgeburt voll Mäler, Schandfleck für der Mutter Schoß, ekler Sprößling aus des Vaters Lenden, Lump der Ehre ſind die Ehrennamen, die Margarete dem Herzog, dann König gibt und die er der „ſchnöden Hexe“ äffend heimgibt; Richmond, in der Anrede an ſein Heer, ſagt von dem Uſurpator:

Der gräulich blut'ge, räuberiſche Eber,
Der eure Weinberg' umwühlt, eure Saaten,
Eu'r warm Blut ſäuft wie Spülicht, eure Leiber
Ausweidet ſich zum Trog: dies wüſte Schwein
Liegt jetzt in dieſes Eilands Mittelpunkt — —

Was ſoll man zu dem ſagen, zu welchem Dickfell von Gefühlloſigkeit müßte deſſen äſthetiſche und ſittliche Haut durch geiſtloſen Anſtandsbegriff verledert ſein, der an dieſer herrlichen Stelle Aergerniß nähme, weil ſie die Vereinigung von Wüſtheit und blutiger Grauſamkeit im Tyrannen mit dem einzig richtigen, aus dem Marke der Phantaſie und der Kraftſubſtanz der Sprache geſchöpften Bild und Wort bezeichnet! — In der ganzen übrigen Tragödie, auch in den Scenen, wo ohne die hochberechtigte Empörung einer reinen Seele geſcholten wird

wie in dieſer Feldherrnrede, iſt der wilde Schimpfton viel zu furchtbar, als daß ein richtiger Sinn nur einen Augenblick Zeit hätte, ſich dabei, darüber aufzuhalten, daß er unanſtändig iſt. Er ſoll ja unanſtändig ſein, weil er zur Charakteriſirung dient; Shakeſpeare weiß ja, daß an einem Hofe — durch wie viel Naivetät auch der Hofton zu Shakeſpeares Zeit vom heutigen ſich unterſchied — ſo nicht geſprochen werden darf, es iſt ja die Verwilderung der aus Rand und Band geriſſenen Zeit, die er bis in dieſe Kreiſe vorgedrungen aufzeigt!

Es kann ſcheinen, wir ſeien vom Wege abgekommen; eigentlich iſt es meine Aufgabe, bedingt zu vertheidigen, was ein Schriftſteller im eigenen Namen Cyniſches ſagt, dort aber ſpricht ja ein Dichter im fremden Namen fingirter Perſonen. Der Unterſchied iſt richtig und groß genug, allein ſo groß nicht, daß er dem Anſtands-Sklaven viel hälfe; der ſoll nur geſtehen, daß er das Eine ſo wenig verdauen kann wie das Andere, wogegen der freie Geiſt Eines wie das Andre begreift und genießt. Der Erſtere behilft ſich gern mit der Unterſcheidung der Zeiten: eine Auskunft, deren Nichtigkeit aus beſonderen Theilen unſerer Betrachtung wie aus der ganzen hervorgeht. Iſt er noch nicht überzeugt, ſo möge nur Ein Beiſpiel aus der neueren Dichtung herausgegriffen ſein. Man kennt die ausgezeichnete Erzählung Heinrichs von Kleiſt: Mich. Kohlhaas; man erinnert ſich, daß die ganze Geſchichte ſich um zwei Rappen dreht, die dem Roßhändler Kohlhaas widerrechtlich genommen worden ſind, daß des braven Mannes empörtes Rechtsgefühl ſich zum Wüthen ſteigert, da kein geſetzliches Mittel fruchtet, zu ſeinem Eigenthum wieder zu gelangen, daß er eine berittene Schaar ſammelt,

Treffen liefert, Städte berennt und anzündet. Endlich, nachdem er ſich den Behörden freiwillig geſtellt, kommt die Unterſuchung, die Nachforſchung in Gang und die Thiere finden ſich, zu Gerippen abgemagert, im Beſitz eines Abdeckers, der ſie, an ſeinen Karren gebunden, nach Dresden bringt. Ein Junker und ein Kämmerer, die in der Angelegenheit eine Rolle ſpielen, finden ſich bei dem Karren ein. Es iſt eine rechte Schandfuhre, die Kleiſt nun zu ſchildern hat; dies iſt weſentlich, denn der Leſer ſoll mit Kohlhaas ſo recht die Schmach empfinden, in welche die edlen Thiere geſunken ſind, und dieſer Dichter pflegt nichts, was irgend weſentlich iſt, nur farblos allgemein zu berichten, ſondern ganz und voll zu vergegenwärtigen. Die Mähren ſcheinen jeden Augenblick ſterben zu wollen, ſtehen auf wankenden Beinen und freſſen nichts vom vorgelegten Heu; der Schinder, ein träger, gemeiner Lümmel, ſteht geſpreizt, die Hoſen ſich in die Höhe ziehend, während er mit den vornehmen Herrn ſpricht, und ſchlägt dann in ihrer Gegenwart das Waſſer an ſeinem Wagen ab. — „Es wäre ſchon gut, wenn er nur den letzteren ſchmutzigen Zug weggelaſſen hätte.“ Zartes Gemüth! Und wir Andern ſind ſolche Ketzer, daß wir in der Vollendung des Bilds durch dieſen Zug die Meiſterhand eines wirklichen Dichters erkennen.

Und nun noch einmal zu Shakeſpeare, zum ſtärkſten, großartigſten, für unſern Zweck ſchlagendſten Beiſpiel, genommen aus ſeiner tiefſten Tragödie, dem Hamlet! Der zögernde und doch ſo feurige Held iſt zu ſeiner Mutter berufen und gekommen mit dem Entſchluß, „Dolche zu ihr zu ſprechen“. Sie iſt ein Weib, nicht eben ſchlecht, nicht verdorben, guter Regungen wohl noch fähig, aber

grundsatzlos, charakterlos, eine jener bestimmbaren Naturen, die, wenn ihr Blut aufgewallt ist, mit geschlossenen Augen über die scharfe Linie hinwegsetzen, welche zwischen Tugend und Verbrechen hindurchschneidet. Der „gedunsene" König muß durch ein System bedacht fortschreitender Reizungen zu Lebzeiten seines edlen Bruders ihre Sinnlichkeit entzündet, in einen Rausch versetzt haben, wie der war, in welchem Maria Stuart ihren Gemahl Darnley ermorden ließ oder zu seiner Ermordung das Auge zudrückte, um den häßlichen, aber sehr virilen Bothwell ganz zu besitzen. Der Dichter hat es in der letzten Redaktion dunkel gelassen, wie sie sich zu dem Brudermorde verhielt: wir sollen uns wohl denken, sie habe geahnt, halb gemerkt und zugelassen, indem sie eben geistig wegsah, ihre Gedanken nicht hinlenkte. So, da sie den Mann nun hat, der nur vielleicht (wird sie denken) ein Mörder ist, lebt sie dahin und meint, es sei ja nun recht. Diesem Weibe „die Augen in's Innre zu kehren", „ihr Herz zu ringen," das ist Hamlets Entschluß. Will er dies: — man frage sich, ob er mit anständigen Worten über das, was geschehen ist, obenhinweggehen kann? Nennen muß er es, recht eigentlich, bildlos aufdecken, da gibt es keine bloße Andeutung, keine Umschreibung. Sittlichen Ekel will er wecken in der versunkenen Seele, einen sittlichen Ekel, der die Stärke des sinnlichen Ekels hat; wie soll er ohne die Ekelworte der Sprache auskommen? Hineingeblitzt, hineingedonnert muß es werden, das innere Gericht des Gewissens, in die oberflächliche, schlaffe, selbsttäuschunggewohnte Seele. Nun sehe man zu, wie er vorgeht! Er beginnt, nachdem er den Lauscher Polonius niedergestoßen und die Königin Weh gerufen hat über die blutige That, mit den Worten:

So ſchlimm beinah, als einen König tödten
Und in die Eh' mit ſeinem Bruder treten.

Königin:

Als einen König tödten?

Hamlet:

Ja, ſo ſagt' ich.

Dann heißt er ſie wieder ſitzen und ſpricht:

Laßt euer Herz mich ringen, denn das will ich,
Wenn es nicht undurchdringlich iſt, wenn nicht
Verdammte Angewöhnung gegen jedes
Wahre Gefühl es ſchußfeſt hat gemacht.

Es iſt nicht Heuchelei, es iſt nur aufrichtige Flauheit des ſittlichen Bewußtſeins, wenn ſie nun fragt, was ſie denn gethan habe, daß Hamlet ſo wild die Zunge gegen ſie wüthen laſſen dürfe, und nun beginnt die furchtbarſte aller ſittlichen Machtreden, die je ein Mund geſprochen, eine Feder geſchrieben hat. Zuerſt wird der Begriff der Schamloſigkeit in glühende Farbe geſetzt!

— — Solch eine That, die ſelbſt das reine Roth
Der holdverſchämten Sittſamkeit entfärbt,
Der Tugend nachruft: Heuchlerin! Die Roſe
Von unſchuldvoller Liebe ſchöner Stirn
Wegnimmt und eine Beule dafür hinſetzt — —

Wieder fragt die Königin:

— — Weh mir, welche That,
Wenn ſie genannt iſt, brüllt und donnert denn
So laut empor?

Jetzt folgt das Prachtmotiv, die Vergleichung der zwei Bildniſſe, und Schritt für Schritt greift Hamlet tiefer ins Eigentliche der Bezeichnung:

— — Konntet ihr die Weide
Auf dieſer ſchönen Hochalp liegen laſſen,
Um euch im Sumpf zu mäſten? Ha! habt ihr
Denn Augen? — Liebe könnt ihr es nicht nennen!
In eurem Alter iſt der Saus und Braus
Im Blute zahm, es ſchleicht dahin und wartet
Das Urtheil ab. Doch welches Urtheil konnte
Von dem zu jenem laufen? — Sinne habt ihr
Gewiß, ſonſt könntet ihr ja keine Wallung
Mehr fühlen, doch gewiß iſt jeder Sinn
Vom Schlag geknickt; kann doch der Wahnſinn ſelbſt
So ſchwer nicht irren, die Verrücktheit nicht
So ganz die Sinne knechten, daß zur Wahl
Bei ſolchem Gegenſatz nicht etwas Klarheit
Verbliebe. Welcher Teufel iſt's, der ſo
Im Kinderſpiel die Augen euch verband?
Aug' ohne Fühlen, Fühlen ohne Auge,
Ohr ohne Hand und Aug', Geruch, ohn' Alles!
Ja Eines wahren Sinnes kranker Reſt
Tappt ſo nicht fehl!
Scham, wo iſt dein Erröthen? Wilde Hölle,
Empörſt du dich in der Matrone Gliedern,
Dann laßt die Keuſchheit der entflammten Jugend
Wie weiches Wachs in ihrem Feuer ſchmelzen!
Ruft nicht mehr Schande aus, wenn heißer Drang
Vorſtürzt und anſtürmt, da der Froſt ja ſelbſt
Gleich heftig brennt und der Verſtand dem Willen
Als Kuppler dient!

Königin:

O Hamlet, sprich nicht mehr!
Du kehrst die Augen recht in's Innre mir,
Da seh' ich Flecken, schwarz und tiefgeätzt
Von untilgbarer Farbe!

Hamlet:

Ha! zu leben
Im Schweiß und Brodem eines ekeln Betts,
Gebrüht in Fäulniß, schnäbelnd und sich paarend
Ueber der schmutz'gen Streu —

„Hier muß allerdings Hamlet seiner sittlichen Entrüstung sehr starken Ausdruck leihen, nur sollte dieser Ausdruck sich doch mehr mäßigen, die Schicklichkeit beobachten, nicht bis dahin sich steigern, daß so widerliche und ekelhafte Vorstellungen uns aufgedrängt werden."

Was würdest du sagen, einsichtiger Leser, auch du, einsichtigere Leserin, zu solcher Bemerkung? Ich denke, du fändest sie stumpf, roh, just von Sinnen eingegeben, wie nach Hamlet die der Königin beschaffen sind, ja du fändest sie unbegreiflich. Es ist aber einfach eine Bemerkung, wie sie der Standpunkt eingibt, Unzähligen eingibt, eingeben muß, mit dem wir es hier zu thun haben, der Standpunkt, dem der Anstand als unbedingtes Gesetz gilt.

Ich meine doch, angesichts dieser Pracht- und Macht-Stelle könnte auch ein Schwachkopf verstehen, daß man mit gutem Recht sagen kann: es gibt Fälle, wo das Schmutzigere das Idealere ist.

Es kann scheinen, ich mache einen lächerlich weiten

Sprung, wenn ich nun von der furchtbaren Hamlet-Scene wieder zur applicatio auf mein neueres Delikt übergehe. Die Lappen, mit denen dein Mode-Artikel sich befaßt, höre ich sagen, wie magst du sie zusammenstellen mit dem Verbrechen des Weibs, dem Hamlet die furchtbaren Worte in die Seele schmettert? Deinen groben Ausfall gegen einige Formen der Tagestracht, wie kannst du ihn mit der Sprache der Empörung eines Sohnes über Schandthaten seiner Mutter vergleichen?

Nun, das „Wieder einmal über die Mode" ist freilich kein Hamlet, hat aber auch so fürchterlich doch nicht gedonnert wie Hamlet, hat doch nicht Dolche gesprochen, nur eine scharfe Ruthe geschwungen. Uebrigens ist die Mode zwar keine Königin von Dänemark, die den Mörder ihres ersten Gemahls geheirathet hat, doch immerhin eine Potentatin, der man, wenn sie freche Tracht vorschreibt, ernstlich zürnen kann, weil sie nicht blos einzelnen Frevel verübt, sondern das Schnöde weithin über Länder verbreitet und den Sinn der Scham, da das Schamlose Vorschrift wird, in der Wurzel fälscht. Spaß bei Seite, ich wiederhole, daß ich nicht weiß, warum man gegen eine freche Mode keinen Grimm haben soll. Erst dieser Tage bin ich auf unserer Hauptstraße wieder einem Mädchen begegnet, dem man in Gesicht und Bewegung ansah, daß sie von gutem Hause sein müsse; ihr Kleid war in einem Grad expressiv vornüber gespannt, daß vom Busen bis zum Knie jede Form, concave wie convexe, ganz wie nackt, schlimmer als wie nackt, zum Vorschein kam. Ich dachte: die Polizei duldet doch nicht, daß die Sinnlichkeit in so nackter Blöße, wie sie in einem taumelnden Betrunkenen sich zeigt, offen auf den Straßen umgehe; daraus folgt

logiſch, daß auch die in Kleidern nackte Frechheit arretirt werden müßte. Nicht der Trägerin, die ſichtbar ganz arglos, nur mit dem Bewußtſein ächt modiſcher Herrlichkeit daherſchob, konnte der Unmuth gelten, aber der unbekannten Mutter, dem unbekannten Vater, die das beſſer wiſſen können, und ſchließlich den Erfindern und Einführern, die es beſſer wiſſen müſſen und die es ſo frech gewollt haben, ſowie den Unzähligen unter den Wiſſenden zwiſchen den Nichtwiſſenden, die bereitwillig den Tonangebern folgten und folgen. — Ich bin dann in ein ſehr beſuchtes Bad gekommen und habe auf dem Curplatz das jetzige Syſtem der weiblichen Mode auf der Höhe ſeiner Spannkraft nicht an Wenigen geſehen; wiederum häufig genug bei Frauen und Mädchen, die entfernt nicht danach ausſahen, als gehörten ſie zur verdächtigen Klaſſe, doch aber es trieben, als verlangten ſie durchaus, zu derſelben gezählt zu werden. Es iſt ein Herbieten, ein Herſtrecken der Formen unter dem übergepreßten Kleidſtoff, das in jedem Moment ſagen zu wollen ſcheint: ſieh — da — zum Platzen geſpannt, über Bruſt, Hüften, Bauch, Schenkel, Knie — gleich wird's platzen — aber halt, nein! erſt nicht, es iſt ſolid — ich bin ja eine züchtige deutſche Frau!

Es iſt ſchwer, ſich vorzuſtellen, wie plump, wie thieriſch roh der Geſchlechtstrieb eines Mannes ſein muß, den das nicht anekelt.

Einmal — und nicht zum erſtenmal — ſah ich auch eine Dame — und auch dieſe der übrigen Erſcheinung nach nicht von den Unſoliden — die eine beträchtliche rothe Maſche auf einer Stelle trug — vorn — ich mag nicht ſagen: wo? mag nicht, obwohl ich im Namen des berechtigten Cynismus es dürfte, mag nicht, weil ich

mir und dem Leſer die Phantaſie nicht bis auf den Grund vergällen will; — und neben dieſer Jungfrau gieng etwas wie Mutter oder Tante — würdige, gewiß nicht topographiſch unwiſſende Matrone —, und ſchien ſehr zufrieden mit dem vorgeführten Reſultate der ſinnigen Putzberathung.

Kurz, es ſteht ſo, daß das Urtheil aller und jeder Rückſicht enthoben iſt. Wer ein ſolches öffentliches Uebel, das in der Zeit ſo traurig mit dem moraliſchen Markſchwamm zuſammentrifft, der an unſrer Nation frißt, mit Sammthandſchuhen anfaſſen kann, der mag es thun und verlange nur nicht, daß er ein Muſter ſei. Ich ſpreche das Ausnahme-Recht an, das ich dem Cynismus vindicirt habe, und zwar hier das Recht jener Grobheit, die aus dem ernſten Unwillen fließt. Ich weiß, mit welchem Hohn die Blaſirtheit von der „ſittlichen Entrüſtung" ſpricht, Ein Zeichner hat Caricaturen auf Baden-Baden veröffentlicht, wie es zur Zeit der Spielhölle war, und neben Bilder von eleganten Pariſer Loretten einen grimmig ausſehenden Deutſchen hingeſtellt mit der Unterſchrift: „ein ſittlich entrüſteter Deutſcher", es galt ſichtbar meinen Epigrammen aus Baden-Baden; die Dämchen waren ganz appetitlich behandelt. — Wir ſind da noch einmal und abermals auf den Zorn, auf den Grimm zu ſprechen gekommen; ich habe zum ſchon Geſagten nichts hinzufügen, als: ich ſetze ſo viel Bildung voraus, daß man über die Bedeutung der Leidenſchaft nachgedacht habe und ein bischen davon wiſſe, was ſelbſt der vernunftſtrenge Kant vom affectus strenuus geſagt hat. — Manche ſind wohl auch, die den Groll nicht verſtehen, weil ſie kein Auge für den Gegenſtand haben, die Er-

ſcheinungen, um die es ſich handelt, überhaupt nicht bemerken. Sie mögen verſuchen, ſich in diejenigen zu verſetzen, welche ſehen.

Nun zum Einzelnen! — Die Redaktion von Nord und Süd hat mir ſtatt: Hurenmode (S. 7) geſetzt: Dirnenmode. Ich habe jetzt das urſprüngliche Wort wiederhergeſtellt; denn ich will dem Ding den allein *rechten* Namen geben. „Dirne“ wird öfters auch in ehrbarem Sinne gebraucht, ich bedarf und will ein Wort, das eine mildere Deutung gar nicht zuläßt. Ich hätte ſagen können: Cocotten-, Camelien-, Loretten-, Demimonde-Mode; das hätte den Leſerinnen kein Fingerchen gebogen. Ich habe in einem hübſch illuſtrierten, franzöſiſchen Werk ein Bild geſehen, wo drei hübſche vornehme Kinder, angethan, wie wir es kennen, von einem Spaziergang nach Hauſe kommen und triumphirend zur Mutter ſagen: denk nur, Mama, man hat uns für Cocotten gehalten! Es kommt ihnen ganz flott vor. Die richtige Weltdame braucht nicht einmal wirklich unſolid zu ſein, um eine ſolche Verwechslung ganz leicht, luſtig, ſtudentiſch zu nehmen. Wer irgend wirken will — nicht zur Beſſerung der Mehrheit, verſteht ſich, denn das wird er ſich nur vorübergehend in ſchwachen Momenten einbilden, nein, blos zur Erkenntniß für eine Minderheit, — der muß nach Worten greifen, zu denen man nicht gar noch lächeln kann, erſchrecken, erzürnen muß er, daß die flauen Seelen ſtutzen; kurz, es iſt klar: Hurenmode muß es heißen. Es iſt *reiner*. — Von einem Weibe, das dick iſt und dennoch das Kleid über den Bauch herſpannt, daß er noch dicker erſcheint, habe ich geſagt, ſie dürfe ſich nicht beſchweren, wenn man ſie eine gedunſene Vettel nenne. Ich bin der

Sprache dankbar, daß ſie mir das gründlich paſſende Wort dargereicht hat. Es gibt denn doch eine Grenze der Rückſichtsloſigkeit gegen Auge und Gefühl der Mitmenſchen, die man nicht überſchreiten darf, ohne ſich Ekelnamen zu verdienen. Sie dürfen es ja nur bleiben laſſen, Signora, dürfen nur aufhören, den Bauch noch dicker hervorſchwellen zu machen, als er iſt, ſo wird Sie kein Menſch eine gedunſene Bettel nennen. — Das Aushängen ſelbſt verblühter und überreifer Reize im jetzigen weiblichen Ball-, Hof- und Feſttheater-Staat habe ich ſchweiniſch genannt. Ich hatte in jenem Zuſammenhang in meinem Concept urſprünglich ſtärkere Ausdrücke; ſtatt „Reize (?)“ hatte ich geſchrieben: Saug-Apparate; auch dies wäre noch nicht das Stärkſte; wer den gerechten Ekel gegen ſolche Schamloſigkeit ganz ausdrücken will, muß eigentlich den Namen vom entſprechenden thieriſchen Organe nehmen. Ich habe mich alſo noch ſehr gemäßigt; das „Reize“ mit dem Fragezeichen iſt, ich muß es geſtehen, eine ordinär flache Wendung; ſo geht es mit der Mäßigung, wo ſie nicht am Platz iſt. — Ich habe endlich vom Charakter des jetzigen Damenkleides den Ausdruck: ächt keltiſche Geilheit gebraucht. Man nenne mir einen, der ihn erſetzen könnte! Ein Narr, wer nicht ergreift, was ihm die Sprache Gutes, einzig Bezeichnendes bietet!

Die Damenwelt hat ſich ſtark geregt, als der Beitrag erſchienen war; manche Journal-Artikel ſind aus weiblichen Kielen gefloſſen und außerdem iſt mir eine hübſche Anzahl Briefe zugeflogen, darunter wenige ganz oder mit Clauſeln zuſtimmende, die übrigen bedauernd, mild verweiſend oder kriegeriſch angreifend mit Waffen verſchiedener Art, darunter ein anonymer mit den feinen

Wendungen: brutal, grober Geſell, gemeiner Sinn, und: „die Schamloſigkeiten mögen in Ihrem Kreiſe bekannter Weiber, vielleicht aus dem ſog. demimonde gäng und gebe ſein“ u. dergl. Nachher heißt es dann, ich habe in der Sache ſelbſt vollſtändig Recht. Unterſchrift: „eine deutſche Frau,“ Namensſtempel aus dem Papier geſchnitten; das Poſtzeichen will ich nicht angeben, denn man könnte dann die Verfaſſerin in ihrem Wohnort vielleicht errathen und ich will keinen Klatſch verſchulden. Unterhaltend war, zu leſen, wie die polemiſchen Briefſtellerinnen in Einem zuſammenſtimmen: in dem Vorwurf, daß ich allgemein ſpreche, nicht ausnehme, und daß ſo meine ſtarken Ausdrücke das ganze Geſchlecht treffen. Ich habe an zwei Stellen ausdrücklich und deutlich geſagt, wie ich recht wohl weiß, erſtens, daß es Ausnahmen gibt, und zweitens, daß Unzählige einer ſchlimmen Mode ganz ohne Bewußtſein über ihre Bedeutung ſich unterwerfen, habe auseinandergeſetzt, warum dieſer Umſtand nicht abhalten kann, das Kind beim wahren Namen zu nennen. Ich hätte wohl zu jedem Satze den Beiſatz fügen ſollen: übrigens Sie, verehrte Leſerin, nebſt Ihrer Fräulein Schweſter, Schwägerin und Baſe nehme ich aus, es gilt nur den Andern; dann hätte ich's recht gemacht, nicht wahr? Iſt es gefällig, ein klein wenig Logik anzuhören? Genau genommen kann man der Mode eigentlich kein Prädikat beilegen, kann nicht ſagen: dieſe Mode iſt abgeſchmackt, frech oder dies und das. Mode iſt ein Allgemeinbegriff für einen Complex zeitweiſe gültiger Culturformen, ein Begriff iſt nicht gut, nicht bös, nicht ſittſam, nicht unkeuſch, nicht geſchmackvoll, nicht abgeſchmackt. So kann man eigentlich nur diejenigen nennen, welche die

gegebene Tracht erfunden und eingeführt haben; aus dem Charakter ihrer Formen ergibt sich ein sicherer Schluß auf die Gefühlsweise, Sinn und Sitte der Urheber, der Tonangeber. Weil es nun aber — haben Sie etwas Geduld, weiter zu hören, gestrenge Richterin! — weil es gar zu umständlich wäre, jedesmal zu sagen: diese Mode, deren Autoren in dieser Formgebung diese und diese Eigenschaften an den Tag legen u. s. w., so erlaubt sich die Sprache die Kühnheit, solche Eigenschaften an das Abstractum: Mode zu knüpfen. Dabei läßt der Schreibende ganz dahingestellt, wie sich zu diesem Charakter die unendliche Vielheit der Nachahmer oder Nachahmerinnen verhält: wissend, halbwissend oder unwissend über die wahre Bedeutung der Fahnen, die sie am Leib tragen; man läßt auch ganz dahingestellt, wie Viele oder wie Wenige zwar mitmachen, aber nach Möglichkeit leidliche Mittelwege suchen und einschlagen: gerade dies verändert gar nichts, denn muß man an einer Tracht erst herumprobiren, wie man sie modifiziren könne, um ihr Maß und Anstand beizubringen, so ist ja eben hiemit das Urtheil über sie gesprochen.

Zum Spaß sei noch angeführt, daß auch ein Brief von einem empörten Hutmacher aus Leipzig einlief, womit ich Freunden einen heiteren Abend bereitete; ich danke ihm die Notiz, daß der Hutmacher-Congreß in Leipzig tagte oder tagt, und habe hienach die betreffende Stelle korrigirt.

Genug jetzt! Es soll mich freuen, wenn man findet, daß es mir gelungen ist, in das Labyrinth einer so schwierigen Frage, wie über die Grenzen des Anstands oder das bedingte Recht des Cynismus wenigstens einiges

Licht zu tragen. Daß dieſe Unterſuchung nebenher auch zu einer Vertheidigung meines Vorgehens im beſtimmten, Anlaß gebenden Fall werden mußte, brauche ich nicht noch einmal nachzuweiſen; der Leſer wird Anlaß und Zweck zu unterſcheiden wiſſen. Ich habe geſchrieben, weil es mir ſehr der Mühe werth ſchien, die Begriffe, um die es ſich bei den Wagniſſen des Artikels und den Angriffen auf denſelben handelt, einmal genauer zu prüfen, die Anwendung auf den nächſtliegenden Gegenſtand hat ſich dabei nur natürlich mitergeben.

Es bleibt noch zu ſagen, daß der Artikel im neuen Abdruck an wenigen Stellen um einige Sätze erweitert worden iſt; wer den erſten Druck mit dieſem zweiten vergleichen will, wird finden, daß dieſe Zuſätze keine Veränderungen ſind. Es mußten ein paar Punkten noch beſtimmtere Lichter aufgeſetzt, an wenigen Stellen einige Modifikationen berückſichtigt werden, welche in der Zwiſchenzeit aufgekommen ſind.

Wie gerne ſchlöße man eine ſolche Studie mit der tröſtlichen Ausſicht auf erſte Spuren kommender Culturformen, welche die Kritik nicht mehr herausfordern, von der guten Waffe des Cynismus Gebrauch zu machen gegen Ungeſchmack, Wahnſinn der Uebertreibung, widerliche Frechheit! Es iſt nicht an dem, eher iſt wahrſcheinlich, daß dieſe jetzige Mode ſich noch ſpannen und ſchrauben wird, bis ſie am Uebermaße zerplatzt, wie einſt ihr Gegentheil, die Crinoline und wie der aufgeblaſene Froſch in der Fabel, und dann? dann wird man ebenſo wahrſcheinlich wieder zum andern Extrem, eben zur Crinoline, greifen.

Ach, man möchte oft ſeufzen: wenn doch nur der

Schöpfer dem Menſchengeſchlecht einen Pelz gegeben oder — das es ſolchen vielleicht einſt beſaß — ihn gelaſſen hätte! — Thörichter Wunſch, kurzſichtiger Gedanke, der beim erſten näheren Blick in Nichts zerfließt! Meint man denn, der Menſch würde dem Thiere gleich ſein Naturkleid tragen, wie es iſt? Welche Schneid-Feinheiten würden erfunden! Halbgeſchoren wie Pudel oder ganz geſchoren und nur einen Titus auf dem Kopf, eine Quaſte, Zottel am Rückgrad-Fortſatz — das wäre noch wenig! Die neue Rokoko-Gärtnerkunſt, die Teppichgärtnerei würde beſchämt werden durch Figuren, Rabatten, Boskette jeder Form, jedes pikanteſten Muſters! Und man vergeſſe die Färbung nicht! Welche Zuſammenſtellungen, welche Schattirungen, welche Uebergangstöne! Dort die ſtolze Donna in Purpur und Anilinblau ſchreiend, hier die ſanfte Brittin oder Deutſche in träumeriſchem Helldunkel ſanft bräunlich aſchgrauer Halbtinten, dort der ernſte Prieſter ganz ſchwarz, nur durch Tonſur die Natur verbeſſernd, da der Stutzer gelb gegittert oder gewürfelt mit grünen Schmachtlocken am Schlappohr — dann erſt noch die Uniformen! Garderegimenter ernſt ſchwarzweiß langhaarig wie Neufundländer, Bernhardiner, Leonberger, — Jägerregimenter theils glatte, theils langhaarige Hühnerhunde, theils auch Rattenfänger, braun, grau, juppenfarb, Alles mit grünem Paſſepoil; vielleicht würde auch das Papageigrün und der grellrothe Aufſchlag der preußiſchen beliebt! Die Phantaſie erliegt vor der Fülle von Geſichten, die ihr entgegenquellen.

Der Menſch iſt ja kein Thier, er iſt ja ein Vernunftweſen. Er würde ja ſeine Ueberlegenheit über die Natur nicht beweiſen, wenn er von ihr ſich Geſetz und Maß für

ſeine Erfindungen geben ließe. Er muß ja, daß er Vernunft habe, doch auch durch Mißbrauch erweiſen und erhärten!

„Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben.
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher, als jedes Thier zu ſein."

Sagſt du alſo z. B. dem Weib: die Stöckel-Abſätze zerklemmen dir die Zehen, ruiniren den Gang, die Stellung des Beines, die Structur des Beckens, ſie drohen auf jedem Schritte mit heilloſen Verrenkungen, Bänderzerrungen — wie dumm! Du predigſt ja Natur, aber der Menſch muß doch die Vernunft, d. h. die menſchliche Ueberlegenheit über die Natur, die Freiheit beweiſen! Das Widernatürliche iſt ja das Höhere! Die Mode mag es daher treiben wie ſie will, ſie mag uns Männern vorſchreiben, die Röcke auf dem Rücken zuzuknöpfen, die Frackſchöße vorn, den Hut an den Füßen zu tragen, ſie mag dem Weibe gebieten, auf dem Kopf zu gehen, der Unſinn ihrer Formen mag ſo geſundheitsſchädlich ſein wie möglich, mag Lunge, Magen, Leber, Blaſe, Gebärmutter mißhandeln, verſchieben, man mag die Warnung davor mit Bomben in die Ohren ſchießen: taub werden ſie ſein, dem Unſinn werden ſie huldigen, denn keine Viehheerde folgt ſo gehorſam dem Flecken-Hummel, wie das Menſchenvolk der Mode; natürlich, denn Vieh iſt ja nur Vieh, der Menſch aber iſt Menſch und würde ſeiner Würde vergeben, wenn er nicht jeder Unnatur Beifall klaſchte und frei ſeine Freiheit opfernd, frei ſich die Augen ausſtechend als blinder Sklave ſich in's Joch ſchmiegte.

Ich vergeſſe immer wieder mein Thema: die Frage

über Anſtand und Cynismus. Es iſt Zeit, daß ich ſchließlich wirklich ſchließe und meine kärglichen Reſultate in einen Satz, ein paar Sätze, eine Moral zu faſſen ſuche. Es wird dürftig ausfallen, befürchte ich, denn längſt hat der Leſer erkannt, daß von allem mathematiſchen Beſtimmen bei Zoll und Linie unſer Thema ſo weit als möglich abliegt. Man ſteht hier vor einer der Regionen, wo entgegengeſetzte Theſen mit gleichem Rechte ſich gegenübertreten und die löſende Auskunft der Diagnoſe des richtigen Gefühlstakts in der Praxis des Lebens anheimzuſtellen iſt. Die Theſe heißt: man darf dem Cynismus auch nicht eine Spanne weit die Thüre öffnen, ſonſt wird unaufhaltſam, unberechenbar mit der zuläſſigen Ausnahme die breite Rohheit den Spalt erweitern und in Maſſen eindringen. Die Antitheſe: wird die Thüre unerbittlich verſchloſſen, ſo wird es im Zimmer ſo langweilig, dumpf, ſtumpf, ja entſteht ſolche parfümirte moraliſche Stickluft, daß es nicht auszuhalten iſt; es iſt auch glücklicher Weiſe nicht möglich, ſo ganz abzuſperren, das Leben ſträubt ſich mit Naturmacht dagegen, vor Salzloſigkeit zu verweſen. Da bleibt denn nichts übrig, als an den wirklichen lebendigen Menſchen uns zu wenden mit dem höchſt unmaßgeblichen und unwohlweiſen Rathe: gewöhne den Anſtand ſo dir an, daß er dir zur andern Natur wird, daß du es zur vollen Sicherheit darin bringſt und keine wirklich gebildete Geſellſchaft vor dir Angſt zu haben braucht; aber verſchreibe ihm nicht deine Seele, Seele, bleibe ein Mann, bewahre dir die Reinheit der Wahrheit; du kannſt es vereinigen; — wenn dir das Einhalten des Formgeſetzes in Blut und Saft übergegangen iſt, dann darfſt du es wagen, es zu übertreten,

denn du wirſt Ort, Zeit, Art und Maß richtig treffen. Halte den Anſtand ein, halte aber auch feſt am Recht des Humors und am Recht, im Ernſte drauf zu ſchlagen, wenn es zu bunt kommt; Menſchenfurcht kann dich nicht abhalten, das Ekelhafte ekelhaft zu nennen, wenn es ſich erfrecht, allgemein zu werden; die Mitwelt wird dich ſchmähen, die Nachwelt wird ſagen: Einer hat es doch mit Luthers Wort gehalten:

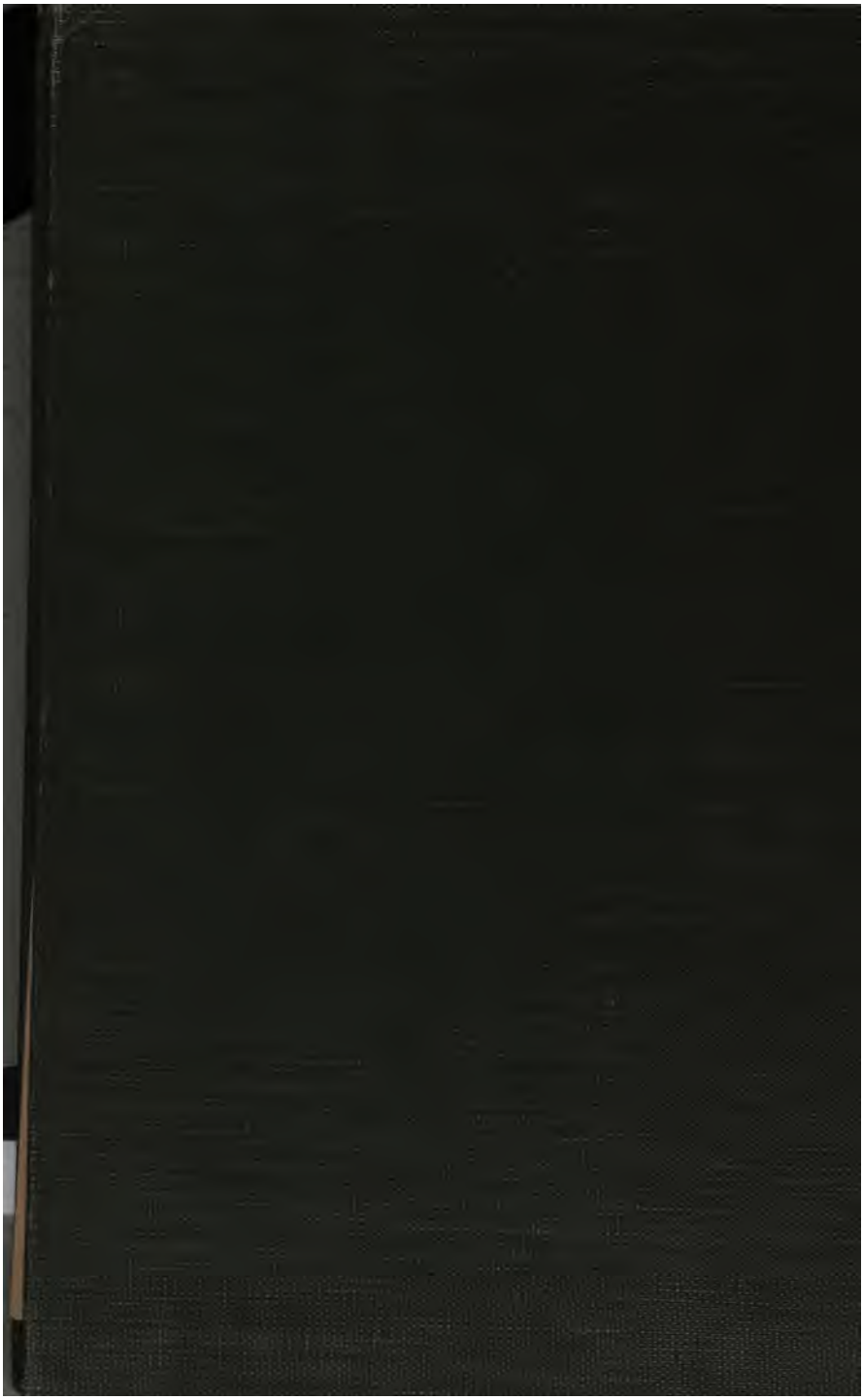
Tritt friſch auf!
Thu's Maul auf!

Nicht verſäumen will ich, noch anzumerken, daß es nicht als Ueberſehen getadelt werden darf, wenn ich auf eine ſehr weſentliche Seite des Thema's, die ökonomiſche, mich nicht eingelaſſen habe. Die jetzige weibliche Mode bedingt durch die Maſſe von Beſätzen und Faltenzügen einen Aufwand, der zerrüttend auf die Vermögensverhältniſſe vieler Familien wirkt, und dies hängt tief mit der allgemeinen Ueppigkeit, weiterhin mit der Ueberproduction der Induſtrie zuſammen, die verſchwenderiſche Moden erfindet, um ihr Zeug an den Mann oder vielmehr an's Weib zu bringen. Ich unterſchätze die Wichtigkeit dieſes Standspunkts der Beurtheilung nicht, habe mich aber wohl mit gutem Grund und Recht auf den, vom ethiſchen untrennbaren, äſthetiſchen beſchränkt. Bei der Nothwendigkeit der Arbeitstheilung, die auch hier ſich geltend macht, bin ich natürlich Jedem nur um ſo dankbarer, der mir aus jenem Gebiete die Hülfstruppen unterſtützender Gründe zuführt.

Das letzte Wort aber ſoll ein Franzoſe haben, der geiſtreiche Alphonſe Karr. Es kam mir wie geſchlichen,

daß ein Freund mich zu guter Letzt auf die Apophthegmen über Weiber und Moden in dem Werk: L'esprit d'Alphonse Karr von C. L. aufmerksam machte; denn nur willkommen kann es sein, zu finden, daß es auch im Wiegenlande der Moden ein klares Bewußtsein über ihre Verirrungen gibt, nur angenehm, sich von dort aus secundirt zu sehen. Einige der aus Karrs Werken ausgehobenen Stellen sollen auch hier noch Platz finden.

Très souvent, pour obéir à la mode, le vêtement, au lieu de suivre les belles ondulations et les courbes gracieuses du corps féminin, change complétement les formes et les dénature. Si une femme de goût, en se déshabillant le soir, se trouvait faite en réalité comme elle a fait semblant d'être toute la journée, j'aime à croire, qu'on la trouverait le lendemain matin submergée et noyée dans ses larmes.

Il n'est guère de femme qui n'appellerait cynique et impudent l'écrivain qui ferait une description de ce qu'elle montre si libéralement quande elle est „habillée."

Vous ne voulez pas que l'on vous dise: „Madame trois étoiles, au dernier bal, montrait aux gens les deux tiers de sa gorge." Vous qui êtes madame trois étoiles et qui, en réalité, montriez à nu ce que je ne fais que nommer, vous trouvez inconvenant le récit de ce que vous faites: et comment appellerons-nous alors ce que vous faites?